

Deutsche
Gesellschaft für
Zeitpolitik

DGfZP

Zeitpolitisches Magazin

JULI 2011, JAHRGANG 8, AUSGABE 18

In der digitalen Informationsflut

Virtuell recherchieren in Afrika

Die Jagd nach Aktualität

Interview mit Hartmut Rosa

Eine Woche ohne Medien

Was tut das Internet unserem
Umgehen mit Zeit an?

In dieser Ausgabe

Thema:

In der digitalen Informationsflut

Zum Thema	1
Virtuell recherchieren in Afrika	3
Die Jagd nach Aktualität	5
„Den Wettbewerb gewinnt nicht unbedingt der Schnellere“	8
Eine Woche ohne Medien	9
Was tut das Internet unserem Umgehen mit Zeit an?	10
Rezension zum Thema	14

Politik-Zeit

Das Moratorium	15
----------------	----

Aus der DGfZP

Einladung zur Jahrestagung 2011	17
Bremer Gespräche zur Zeitkultur	19
Nachruf	19
Lust auf Zeitforschung?	20
Who is who?	21

Neue Literatur	22
----------------	----

Veranstaltungen und Projekte	29
------------------------------	----

Antrag auf Mitgliedschaft	30
---------------------------	----

Impressum	31
-----------	----

Liebe Leserin, lieber Leser,

die digitale Informationstechnik macht es möglich, Informationen mittels Internet ohne Zeitverzug über den ganzen Globus zu schicken, und das für jeden jederzeit überall und ohne besonderen Aufwand. Schon lange steht an, im ZpM den Blick auf Auswirkungen zu lenken, die diese Revolution der raum-zeitlichen Lebensweisen auf die Qualität gesellschaftlicher Prozesse und auf die zeitliche Lebensqualität der Menschen hat. Aber wie sich einem so vielfältigen Thema nähern? Wir beschränken uns in dieser Ausgabe auf zwei Aspekte: auf Folgen in den Arbeitsweisen einer Profession, die in besonders starkem Maße von der medialen Beschleunigung betroffen ist, derjenigen der Journalisten, und auf die Folgen für die zeitlichen Kompetenzen und Lebensweisen, die die digitale Informationsflut im Alltag von allen verlangt, die mit ihr umgehen. Ob und wie Zeit der Politik vom Medientempo beeinflusst ist, muss hier offen bleiben. Doch wir empfehlen Ihnen zu lesen, was Karlheinz Geißler über eine aktuelle Zeitinstitution im politischen Geschäft, das Moratorium, geschrieben hat.

In der Rubrik „Aus der DGfZP“ informieren wir u. a. über die neu eingerichteten „Bremer Gespräche zur Zeitkultur“. Und Sie finden hier die Einladung zur Jahrestagung der DGfZP am 28. und 29. Oktober 2011 in Berlin, die sich mit Zeitwohlstand beschäftigen wird.

Die Redaktion hofft, dass Sie eine geruhssame Sommerzeit genießen werden, obwohl dieses ZpM die Informationsflut weiter anschwellen lässt,

Helga Zeiher

Thema

Zu diesem Themenschwerpunkt:

Die Verarbeitung der digitalen Informationsflut

Beschleunigter Journalismus

Reitende Boten, Postkutsche, Eisenbahn, Telegraphie, Telefon, Auto, Radio, Fernsehen, Internet – mit der technischen Entwicklung ist journalistische Informationsübermittlung immer schneller geworden. Heute verbringen Reporter viel Zeit still vor einem Gerät, mit dem sie Informationen aus aller Welt in unvorstellbarem Tempo zu sich holen, bearbeiten und weiter-schicken. Journalismus lebt von der Aktualität der übermittelten Nachrichten, schließlich ist es die Aufgabe journalistischer Arbeit, die Leser immer „auf dem Neuesten zu halten“, möglichst in Echtzeit. Deshalb wird hier jeder technische Beschleunigungsfortschritt sofort begie- rig aufgegriffen und in die Arbeitsweisen integriert.

Journalistische Arbeit besteht nie im bloßen Finden und Übermitteln von aktuellen Informationen. Journalisten sind immer Welterklärer. Sie sind das, wenn sie scheinbar bloß Nachrichten weiter geben; denn diese müssen gesucht, ausgewählt und gewichtet werden – je mehr die im Internet angebotene Informationsflut steigt, desto mehr. Und sie sind es, wenn sie explizit Nachrichten bearbeiten und kommentieren: Wenn sie diese explizit in übergreifende Entwicklungen einordnen, wenn sie Entstehung und mögliche Folgen von Ereignissen reflektieren, wenn sie Diskurse darstellen und selbst führen. All das braucht Zeit.

Wie verträgt sich dieser Zeitbedarf mit der zeitlosen Nachrichtenübermittlung im Internet? Antworten zu dieser Frage finden sich in den Beiträgen von zwei Autoren, die eigene journalistische Erfahrungen zum Ausgangspunkt von Forschungsarbeiten am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig gemacht haben. Am Beispiel der Afrika-Berichterstattung beschreibt *Lutz Mücke* den Wandel in der Tätigkeit von Auslandskorrespondenten, seit zunehmend mit Internetrecherchen und online-Kommunikation gearbeitet wird. Wenn weniger Zeit an den Orten des Geschehens und mehr Zeit zu Hause in der Redaktion am Bildschirm verbracht wird, wenn Texte in immer größerer Zahl und immer kurzfristiger verlangt werden, dann wirke sich das auf die Qualität des Veröffentlichten aus. Authentizität etwa lasse sich heute vortäuschen mit Hilfe von Ton- und Bildarchiv und online verfügbarem Material, und wo nicht mehr einzelne Korrespondenten die Differenziertheit im Wandel realer Verhältnisse über längere Zeit vor Ort wahrnehmen, verfestigten sich Klischees, an deren Entstehung und Erhalt die Internet nutzenden Journalisten mitwirken, indem sie sie übernehmen. *Uwe Krüger* richtet den Blick auf die „Jagd nach Aktualität“, deren Tempo durch die Konkurrenz zwischen Zeitungen, Sendern und online-Diensten ständig zunimmt, sowie auf die Auswirkungen, die das auf die Journalistische Arbeit hat. Die steigende Flut an Online-Informationen und der durch Konkurrenz angetriebene Aktualitätsdruck förderten Aufgabenverdichtung und Überlastung sowie Aufregtheit, Voreiligkeit und weniger Gründlichkeit. Es liegt auf der Hand, dass mit der Annäherung an Echtzeit der Nachrichtenübermittlung die Zeit, die den Journalisten für Nachrichtenbearbeitung bleibt, verkürzt wird. Wenn sich das Tempo der Berichterstattung dem Tempo realer Abläufe annähert, dann schwindet die zeitliche Distanz, die für Reflexion nötig ist. Beide Autoren machen deutlich, dass die Veränderungen, die sie beschreiben, auch in Redaktionen der Qualitätsmedien zu beobachten sind.

Hat die Beschleunigung der Medienaktivitäten Rückwirkungen auf das Tempo und die Qualität des politischen Geschehens? Finden wechselseitige Beschleunigungsprozesse im

Verhältnis zwischen Medien und Politik statt? Die Folgen für die Politik, über die die Medien berichten, können in dieser Ausgabe nur an einem konkreten Fall gestreift werden, und zwar mit einer Episode, mit der Uwe Krüger seinen Beitrag beginnt: Auf einem Parteitag lesen Parteimitglieder auf ihren Mobiltelefonen Echtzeitnachrichten über das gerade laufende Geschehen und reagieren dann weniger auf die zeitgleich gehaltenen Reden als auf die - inhaltlich voreiligen - Online-Informationen über diese Reden.

Individuelle Informationsaufnahme und -verarbeitung

Nicht nur die professionellen Nachrichtens bearbeiter kommunizieren und recherchieren im Internet, mehr oder weniger die meisten Menschen tun das. Deshalb beschränkt sich der zweite Teil des Themenschwerpunkts nicht auf journalistische Arbeit. Haben die wachsende digitale Informationsflut und die virtuellen Kommunikations- und Unterhaltungsmedien Auswirkungen auf die Art und Weise, wie Menschen Informationen aufnehmen und verarbeiten, welche Kompetenzen des Umgangs mit Zeit sie einüben und wie sie ihr Leben zeitlich führen?

Diese Frage bewegt gegenwärtig sowohl Wissenschaftler als auch viele Journalisten. Populäre kulturkritische Bücher zur digitalen Informationsflut überschwemmen den Büchermarkt (siehe die Buchrezensionen auf S. 14 und 25). Die beiden Beiträge zu dieser Frage ergänzen sich durch ihre ganz unterschiedlichen Zugänge. *Helga Zeiher* hat in kognitions- und sozialwissenschaftlicher Literatur nach Aussagen über den Wandel der Zeitkompetenzen gesucht, der dort auf das Umgehen mit digitalen Medien zurückgeführt wird. Dies sind vor allem einzelne Beschleunigungsphänomene: schnelles Entscheiden, verkürzte Aufmerksamkeitsspanne, Pausenlosigkeit, Stärkung des Kurzzeitgedächtnisses. Charakteristisch für Analysen in Hirnforschung und Kognitionspsychologie ist die Isolierung solcher einzelnen Merkmale. Aber wie fügen sich die einzelnen Phänomene in den konkreten Leben von Menschen zusammen? Zum historisch neuen Generationstypus der „digital natives“, über den gegenwärtig spekuliert wird? Oder ist auch dies eine Betrachtungsweise, die nur einen Teil dessen herausgreift, was reales Leben ausmacht? Information und Nachdenken „aus erster Hand“ dazu gibt eine medienkritische Vertreterin der Generation, die in die Welt der digitalen Medien hineingeboren ist: Die vierzehnjährige *Lisa Henckel* hat einen Selbstversuch gemacht „Eine Woche ohne Medien“ und für das ZpM einen Erfahrungsbericht geschrieben. Sie reflektiert ihr verändertes zeitliches Lebensgefühl: Während sie zuvor in „permanenter Eile“ lebte, bei allem Tun „eine gewisse Unruhe“ und den „Drang, ins Internet zu gehen“ spürte, hatte sie während der medienfreien

Tage mehr Zeit und Ruhe. Weil sie sich nicht selbst immer wieder unterbrach, etwa um nach neuen Facebook-Einträgen zu schauen, konnte sie intensiver arbeiten und über Vieles nachdenken: „Die Tage kamen mir viel länger vor und es war eine Ruhe in ihnen, die mir gut tat“.

Was tun?

Alle Beiträge sind kritisch gegenüber den dargestellten Phänomenen. Sehen die Autoren Möglichkeiten, um Bedingungen zu fördern, die helfen könnten, den zweifellos wirksamen medialen Sog zu Unruhe, fragmentierter Aufmerksamkeit und verkürzter Reflexion zu widerstehen?

Der Appell an die Einzelnen zu zeitbewusster Lebensführung sowie zeitpolitische Unterstützung entsprechender Aufklärungsmaßnahmen liegen nahe, auch für unsere Autoren, aber keiner von ihnen will es dabei belassen. Lisa Henckel, die an sich selbst die Wirkung zeitbewusster Medienabstinenz positiv erlebt hat, kommt zu dem realistischen Schluss, „dass es für uns Menschen einfach unmöglich geworden ist, ohne Medien zu leben (...) Wer so leben will, muss sich dann damit abfinden, in seiner eigenen Welt zu leben. Man weiß nicht, was

in der Welt vor sich geht, und kann Kontakt zu Freunden nur schwer halten“. Für Journalisten mag ein bildungsbezogener Ansatz nahe liegen, entspricht er doch dem vornehmsten Ziel der Profession, Aufklärung. Uwe Krüger fordert, Journalisten sollten sich über die zeitlichen Bedingungen ihrer Arbeit klar werden und lernen, mit Zeit bewusst umzugehen, und das schon in der Ausbildungsphase. In seinem Beitrag macht er aber, wie auch Lutz Mücke, die Übermacht der Konkurrenz um Schnelligkeit auf dem Medienmarkt deutlich. Auf Chancen, die aus der gesellschaftlichen Entwicklung entstehen können, weist Krüger, indem er mit dem Medienwissenschaftler Claus Eurich meint, dass „der Markt sich weiter diversifizieren“ werde, denn „bei einem Teil des Publikums wird die Nachfrage nach Tiefenschärfe steigen, je krisenhafter unsere Weltsituation wird“. Hartmut Rosa, der „eine breite Debatte“ über Beschleunigungsphänomene wünscht „die in politisches Handeln mündet“, setzt ebenfalls auf gesellschaftliche Prozesse: Das Anwachsen der Informationsmengen setze der medialen Informationsbeschleunigung Grenzen. Chancen lägen darin, dass „die Filterfunktion der Medien auf lange Sicht wichtiger wird als Schnelligkeit“.

Helga Zeiher

Virtuell recherchieren in Afrika

Zeit und Qualität im Auslands-Journalismus

„Ich bin mit einer elektrischen Schreibmaschine hier her gekommen. Damit war ich damals richtig auf der Überholspur.“ Ein ARD-Hörfunk-Korrespondent in der kenianischen Hauptstadt Nairobi erinnert sich an seine Anfänge als Zeitungskorrespondent in Kenia in den 80er Jahren. „Das erste Fax meines Lebens habe ich 1987 von Nairobi aus geschickt. 1995/96 habe ich am Telefon gesessen und einfach mein Manuskript runter gelesen, und alle waren happy.“

Wenn er damals auf den Bandmaschinen ein Feature produziert hatte, packte er es in eine Plastiktüte und fuhr damit zum Flughafen. Dort drückte er die Tüte jemandem vom Lufthansa-Personal in die Hand. „Am nächsten Tag war das Feature in Frankfurt, am übernächsten Tag in Köln und von dort aus verteilte man es drei Tage später in der ARD. Heute erscheint einem das wie die Steinzeit.“

Noch Mitte der 90er Jahre hatte man im ARD-Studio Nairobi nur eine Nachrichtenagentur, schlechte Telefonverbindungen, keine Standleitungen nach Deutschland, keinen Zugang zu Archiven und kein Internet. Die rasante technische Neuorientierung begann mit dem Einmarsch von US-Truppen in Somalia: „1993 kam das erste Mal ein mobiler Schneideplatz hier an. Das Ding wog noch 110 Kilogramm“, erinnert sich ein ARD-Techniker. „Dazu kam ein Generator, den wir mitnehmen mussten, und ein Satellitentelefon, das 40 Kilogramm wog.“

Seitdem haben mobile Schneideplätze und Sendeeinheiten, Satellitenkommunikation, Mobiltelefone und das Internet journalistische Produktionsweisen grundlegend verändert. Einerseits wurde die Arbeit leichter: Man sparte Zeit, konnte

mehr Informationsquellen anzapfen. Andererseits stiegen die Ansprüche der Heimatredaktionen an die Erreichbarkeit von Korrespondenten und an die Aktualität und Menge ihrer Beiträge.

„Ich liefere praktisch täglich“

Dieser Korrespondent schildert seine heutige beschleunigte Arbeitsrealität so: „Heute ist es nicht mehr so, dass ich ankündige, ich mache ein Stück aktuell zum Kongo. Sondern da ruft eine Redaktion an und will eine Nachrichtenminute, die nächste will 2.30 Minuten haben, die dritte will 3.30 haben und fünf andere sagen: ‚Ach, wir haben das Stück heute Morgen gesendet, jetzt möchten wir das heute Mittag oder Nachmittag noch mal in einem Live-Gespräch ein bisschen einordnen‘.“

Hinzu komme, dass einzelne Redakteure anriefen und gern etwas über den Kongo hätten, „so in der naiven Art, wie sieht es denn da aus, was ist das für ein Land, was kommt da auf die deutschen Soldaten zu und so weiter.“ „Diese Anfragen sind teilweise absurd. Nicht nur inhaltlich, sondern auch, weil ich so ein Essay erst vorgestern rausgegeben habe, es liegt lange im Verteiler, und die bräuchten es sich nur zu nehmen. Das akzeptieren aber einige Redaktionen nicht.“ „Den Redaktionen ist vorgestern nicht gut genug, weil das Stück dann vielleicht schon von anderen gesendet worden sein könnte. Die wollen dann, dass ich das noch mal umarbeite. Lehne ich das ab, heißt es, ich sei zu unflexibel. Also mache ich es minimal anders.“

Wegen solcher Geschichten sei der Output enorm gestiegen: „Je nachdem, was passiert, liegt der zwischen 30 und 70 Beiträgen pro Monat. Ich liefere praktisch täglich. Das sind etwa 250 Minuten im Monat.“

Täuschung der Hörer

Abnehmerredaktionen akzeptieren heute kaum noch einen Beitrag ohne Originaltöne. Also, so Michael Franzke, ehemaliger ARD-Afrika-Korrespondent und viele Jahre tätig im oberen Journalismus-Management des WDR, ist es das Einfachste, „BBC-Sendungen, inzwischen in UKW-Qualität, im Studio mitzuschneiden und bei Bedarf O-Töne zu verarbeiten. Berichte mit O-Tönen klingen sehr authentisch und erzeugen den Eindruck, der Korrespondent ist am Ort des Geschehens gewesen.“ Hier beginne allerdings eine „akustische Täuschung“ der Hörer. Seien O-Töne früher Beweise dafür gewesen, dass ein Korrespondent vor Ort war, belegten sie heute oft das Gegenteil, nämlich, dass der Korrespondent sein Büro gar nicht verlassen hat, andernfalls könnte er kaum so viele O-Töne bei weit entfernten Ereignissen aufgenommen und verarbeitet haben. Sprich: Je lebendiger, je authentischer die Berichte, umso ‚virtueller‘ sind sie in aller Regel, weil sie meist aus dem Ton-Archiv stammen, wo Maschinengewehrfeuer, Hubschrauberlärm und Kampfgetümmel gefahrlos zu finden sind. So lieferten Reporter, die wenig reisen, oft die am lebendigsten wirkenden Berichte und gewannen auch noch den Ruf, besonders mutig zu sein, weil sie vermeintlich aus Krisengebieten berichten.

Franzke meint, die Dreistigkeit von Korrespondenten gehe mittlerweile so weit, ganze Features zu produzieren, ohne in den betreffenden Ländern gewesen zu sein. „Die Redaktionen fragen ja nicht, ob du dort gewesen bist. Die unterstellen Ortskenntnis einfach bei einem Korrespondenten.“ Er kenne „einige Features, nicht nur aus Afrika, wo der Korrespondent nie gewesen ist. Ob die jeweilige Redaktion das wusste, bezweifle ich.“

Auch bei Fernseh-Features werde immer öfter offen gelassen, was der Korrespondent selbst gesehen hat und was angekauftes Bildmaterial ist. In der täglichen Produktionshatz sei kaum jemand „sonderlich interessiert daran, abzuklopfen, wie authentisch das Stück ist.“

Keine Zeit für Reisen

Durch parallel ablaufende Beschleunigungs- und Rationalisierungsprozesse wird zunehmend am Schreibtisch recherchiert. Reisezeiten nehmen ab. Auch deshalb haben Afrika-Korrespondenten durchschnittlich in ein Drittel der Länder ihrer Berichtsgebiete noch nie einen Fuß gesetzt. Das Zusammenspiel von Internetpublikationen, Meldungen von Nachrichtenagenturen und Leitmedien bestimmt mehr und mehr die Themenagenda. Es entsteht eine Art virtueller Journalismus, der sich aus Sekundär- und Tertiärquellen generiert.

Ein Südafrika-Korrespondent erklärt: „Viele Korrespondenten sitzen in der Tat vor ihrem Bildschirm hier im Ausland und schauen, was bringt Spiegel Online. Die wissen genau, wenn ihr Land dort erscheint, klingelt in zwei Minuten das Telefon. Denn dann interessieren sich Redaktionen in Deutschland plötzlich auch für Afrika-Themen.“

Diese Prozesse tragen maßgeblich zur starken selbstreferenziellen Ausrichtung der Afrika-Berichterstattung bei bzw. zu dem, was gemeinhin als *Mainstream* bezeichnet wird – viele Medien beschäftigen sich mit ähnlichen Afrikathemen und folgen dabei ähnlichen inhaltlichen Tendenzen.

Auf diese Weise würden sich auch Afrika-Klischees und Stereotype weiter verfestigen, die sich meist um Elend, Tiere und Skurries drehen, „ob das jetzt die Löwenmama ist, die das Antilopenbaby adoptiert oder die Schildkröte, die das Nilpferdbaby adoptiert oder die Geschichte auf Spiegel Online, dass Kenia deutschen Hartz-IV-Empfängern mit Care-Paketen hilft.“

Wozu noch Korrespondenten?

Wenn man über Internet, Nachrichtenagenturen und Satellitenfernsehen scheinbar jederzeit an Informationen über Afrika kommt und Korrespondenten nicht allzu oft Augenzeugen von Ereignissen sein können – liegt es dann nicht nahe, die teuren Korrespondentenbüros zu schließen und den Kontinent durch ab und zu einfliegende Reporter zu betreuen, zumal inzwischen fast jede Region via Linienflug erreichbar ist?

Der WELT-Korrespondent Thomas Knemeyer prognostiziert: „Den Job des Auslandskorrespondenten wird es bald nicht mehr geben. Man hat dann einen Afrikaspezialisten in der Redaktion und einen Südamerikaspezialisten; diese Leute haben die Internetseiten alle aufgelistet, haben ihre Kontakte und reisen ein, zwei Mal dahin zu bestimmten Anlässen. That's it!“ Johannes Dieterich, der als Freier unter anderem für die FRANKFURTER RUNDSCHAU tätig ist: „So wie ich hier arbeite, könnte ich im Prinzip auch in Frankfurt arbeiten.“ Seit seine Abnehmerredaktionen die zweite Korrespondentenstelle in Nairobi gestrichen haben, betreut er von Johannesburg aus ganz Afrika – 48 Länder, 800 Millionen Bewohner. Viele Regionen seien von ihm „genauso weit entfernt wie von Frankfurt aus, jedenfalls preismäßig“. Die renommierte ZEIT macht es vor: Sie hat ihren einstigen Korrespondenten aus Afrika abgezogen und lässt Subsahara-Afrika nun von Deutschland aus betreuen.

Etliche Korrespondenten werten dies als „ziemlich problematisch“, als „eine Katastrophe“ oder „vollkommen falsche redaktionelle Entscheidung“. Selbst wenn Korrespondenten mit langjähriger Afrika-Erfahrung nach ihrer Rückkehr nach Deutschland über einen gewissen Zeitraum noch qualitativ hochwertig berichten könnten, fehle ihnen die Authentizität in der Berichterstattung und die Sensorik für Veränderungen, die sie nur als Augenzeugen vor Ort ausbilden könnten.

Ein Kapstädter *HANDELSBLATT*-Korrespondent: Er sehe „immer wieder, mit welcher Blauäugigkeit Kollegen hier runterkommen“ und noch nicht einmal in der Lage seien, den Alltag in Kapstadt zu begreifen. Die so entstehende Berichterstattung versuche, Afrika „ein europäisches Korsett überzustülpen“ und die Geschehnisse „einfach an die eigenen bekannten Verhältnisse anzupassen.“ Afrika, so Wim Dohrenbusch, sei der Kontinent mit den tiefsten kulturellen Unterschieden: „Den muss man bereisen, man muss ihn sehen, spüren, riechen. Ich habe ja selber zehn Jahre gebraucht, um hier besser durchzublicken.“

Augenzeugenschaftswert von fünf Prozent

Es gibt also nicht wenige Gefahren und Versuchungen, die mit dem technischen Wandel und beschleunigten journalistischen Produktionsprozessen einhergehen. Um Qualität zu gewährleisten, ist Standhaftigkeit bei Medienbetrieben und Korrespondenten gefragt.

FAZ-Korrespondent Thomas Scheen zum Beispiel erklärt, er habe sich zunächst auf das Internet als Recherchewerkzeug verlassen, dann jedoch kaum noch, sondern habe vor allem auf jene Kontakte und Quellen zurückgegriffen, die er sich durch seine intensive Reisetätigkeit erschlossen habe. Scheen, von seiner Redaktion finanziell optimal ausgerüstet und mit neun Monaten jährlicher Reisezeit der mit weitem Abstand mobilste befragte Afrikakorrespondent, macht sich von rund 20 Prozent aller von ihm beschriebenen Themen ein Bild vor Ort – während man davon ausgehen muss, dass besonders bei freien Korrespondenten im Printbereich und bei Agenturkorrespondenten der Augenzeugenschaftswert bei weit unter fünf Prozent liegt. Und EPD-Korrespondent Marc Engelhardt erwähnt nicht ohne Neid: „Kurt Pelda von der *NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG*, der reitet vier Wochen auf dem Esel durch Darfur. Dann haben sie danach aber auch eine Geschichte im Blatt, die ist einzigartig, und die prägt dann für das nächste halbe Jahr das, was alle anderen berichten.“

Lutz Mücke

muekke@rz.uni-leipzig.de

Leicht gekürzter Auszug aus: Lutz Mücke: „Journalisten der Finsternis“ – Akteure, Strukturen und Potenziale deutscher Afrika-Berichterstattung. 2009, Halem-Verlag, Köln.

Die Jagd nach Aktualität

Das Velodrom in Berlin-Friedrichshain, Mai 2009: Die Grünen halten ihren Wahlprogramm-Parteitag ab und sind nervös: Wie werden sie in der Berichterstattung wegkommen? Die Medienvertreter bekommen die Redetexte zum Anfang der Rede zugemailt. Jeder zweite Grüne hängt über seinem Blackberry oder i-Phone, um zu schauen, welche Zitate die Agentur aus der Rede herausgepickt hat, die vorne gerade gehalten wird. Diese Neugier überlastet das W-Lan-Netz im Velodrom; nervöse Journalisten schimpfen, dass sie keinen Kontakt mit ihren Redaktionen bekommen, die ihre Texte ins Netz stellen wollen.

Kurz nach Parteitagebeginn brechen die ersten Online-Analysen über die Grünen herein: Es habe einen Linksrutsch gegeben. Nicht wenige wundern sich. Manche vom linken Flügel nehmen es dankbar auf und verkünden ihren Sieg, andere Linke sind nervös, weil sie befürchten, dass ab jetzt alle Journalisten nur noch mit Realos sprechen wollen.

„Ein ordentliches Gespräch war kaum möglich“, bilanziert die TAZ-Korrespondentin Ulrike Winkelmann am Montag darauf in ihrem Blatt und merkt an: „Sollte allerdings die Ge-

schwindigkeit, in der die Berichterstattung über Parteitage zum Teil der Parteitage wird, noch zunehmen, könnte man sie auch gleich als Blog ins Internet verlegen.“ (Taz 11.05.2009).

Nun ist ein langsamer Journalismus per definitionem undenkbar. Nachrichten wurden schon immer so schnell übermittelt, wie es technisch möglich war. Aber infolge der digitalen Revolution haben Geschwindigkeiten im Mediensystem derart zugenommen, dass Journalisten immer öfter an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit kommen – und dass sich Berichte zeitlich derart mit dem Ereignis überlappen, dass sie zu Schnellschüssen ohne Kontext und Reflexion verkommen.

Beschleunigt bis zum „Live“

Es ist ein Symptom der beschleunigten Medienwelt, dass Fernsehsender immer öfter zu einem Reporter am Ort des Geschehens schalten. Das Versprechen des Dabeiseins schwingt mit, das Versprechen der Authentizität und der absoluten Information. Doch eine Live-Schalt ist allzu oft ein ungedeckter Scheck. „Wer ein Ereignis beschreiben und bewerten muss,

Die ARD-Tagesschau

dauert seit ihrer Einführung im Jahr 1952 15 Minuten.
Bei Konstanz ihrer Gesamtlänge verkürzten sich
im Durchschnitt die Beiträge (Zubayr/Fahr 1999):

1975: 12,5 Beiträge , je 73 Sekunden

1995: 14,8 Beiträge, je 60 Sekunden.

1975: 10,2 Sekunden je Kamera-Einstellung

1995: 6,6 Sekunden je Kamera-Einstellung

1975: 25,9 Sekunden je O-Töne („Soundbite“)

1995: 11,9 Sekunden je O-Töne („Soundbite“)

Auch die Zuschauer haben ihr Fernsehverhalten
beschleunigt:

Verweilzeit bei einem Sender (Reinold 1994):

1988: 27 Minuten

1994: 16 Minuten

Kanal wechseln (Ettenhuber 2007):

1995: 10 Mal pro Stunde

2005: 16 Mal pro Stunde

Uwe Krüger

während es noch stattfindet, der hat kaum eine faire Chance, dieses Ereignis in Zusammenhänge einzuordnen oder Hintergründe deutlich zu machen“, sagte der Ex-NDR-Moderator Hermann Schreiber bereits 1994. Im besten Fall hat der Reporter Erfahrung und Hintergrundwissen und kann den Mangel an Reflexionszeit mehr oder weniger abfangen. Im schlimmsten Fall gehen Aktualitätswahn und Deprofessionalisierung Hand in Hand; so wie bei jener überforderten Jungreporterin, die von RTL nach Winnenden geschickt wurde: „Es ist kaum zu beschreiben, was hier vor Ort gerade abgeht. (...) Es ist Wahnsinn, hier blinken die Lichter um uns herum. (...) Es ist Wahnsinn, alles ist abgesperrt. Es heißt sogar, dass der Täter hier vor Ort noch um sich springen könnte. (...) Eine solche Größenordnung, es ist unfassbar. (...) Wir bleiben weiterhin dabei.“ (RTL „Punkt 12“, 11. 03. 2009)

Verdichtung und Vermehrung der Aufgaben

Beschleunigungsprozesse – definiert als die Verdichtung von Ereignissen innerhalb einer Zeitspanne – sind im Journalismus nicht nur dort zu finden, wo die Zeit zwischen dem Ereignis und der Veröffentlichung des Berichtes darüber geschrumpft ist; sie verstecken sich auch an vielen anderen Stellen journalistischer Tätigkeit. „Als ich Anfang der 80er Jahre meine erste Hospitanz bei der WELT hatte, schrieben die Redakteure ihre Artikel noch auf der Schreibmaschine oder diktierten sie der Sekretärin“, erinnert sich Daniel Jahn, Jahrgang 1961, heute Chefredakteur von AFP Deutschland. Seitdem haben der Computer, das Internet, redaktionelle Umorganisationen und Stellenabbau die Aufgaben eines

Printredakteurs deutlich erweitert; heute kümmert er sich im selben Zeitrahmen auch ums Seitenlayout und andere administrative Aufgaben und schreibt ein Zusatzstück für die Online-Ausgabe. Dass Redakteure auf Terminen gleich noch Fotos schießen oder Webfilmchen drehen, ist bei vielen Blättern inzwischen Standard.

Hinzu kommt die Informationsflut, die auf die Journalisten einströmt. Ein Redakteur bekommt im Durchschnitt täglich 80 Presseinformationen per Mail, 11 per Fax und 9 per Brief, hat eine Umfrage des Journalistenzentrums Wirtschaft und Verwaltung zusammen mit der Universität Dortmund ergeben, die 2007 unter Journalisten in Nordrhein-Westfalen durchgeführt wurde (www.journalistenzentrum-jwv.de). Redaktionell verwertet werden können nur die wenigsten, aber die meisten Befragten benötigen für das Aussortieren ein bis zwei Stunden.

Auch die Anzahl der Agenturmeldungen ist drastisch gestiegen. Für die DPA hat deren ehemaliger Chefredakteur Wilm Herlyn vorgerechnet: „Vor 20 Jahren wurden täglich 120 Meldungen verschickt, jetzt sind es mehr als 600, nur im Basisdienst“ (SZ 11. 02. 2009). Hinzu kommt die Beobachtung der Konkurrenz und anderer Quellen wie etwa Twitter.

Die Folge: 25 Prozent der Journalisten leiden unter der Informationsflut, so ein Ergebnis des Medien-Trendmonitors der DPA-Tochter NEWS AKTUELL, für das im Januar 2009 rund 2.300 Journalisten befragt wurden. 33,8 Prozent geben an, überlastet zu sein, und 49,7 Prozent registrieren eine Verdichtung der Aufgaben infolge der Medienkrise.

Was bedeutet das konkret, etwa für einen leitenden Redakteur einer Regionalzeitung? Olaf Majer ist stellvertretender Politikchef der LEIPZIGER VOLKSZEITUNG. Wenn er um 9:30 Uhr ins Büro kommt, findet er 40 bis 60 Mails in seinem Postfach; im Laufe des Arbeitstages summieren sie sich auf 200. „Die Hälfte kann man gleich aussortieren“, sagt er. „Aber die Angst ist auch da, Nachrichten, Einladungen oder gute Texte von freien Autoren zu übersehen. Wir haben schon Spam-Filter vorgeschaltet, aber allzu fein dürfen sie ja auch nicht sein.“

Wenn Majer ein Telefoninterview geführt hat, schreibt er es nicht mehr wie vor einigen Jahren in Ruhe herunter und passt es ins Layout ein. Er macht zuerst eine Agenturmeldung mit dem knackigsten Statement fertig und stellt ein Häppchen online, damit die Leute auf die morgige Zeitung neugierig werden. „Das ist keine große Mehrarbeit, aber es ist schon der Druck da, eine richtige News zu produzieren und sofort in verschiedene Vertriebskanäle zu bringen.“

Der Agenturdruck habe seit einigen Jahren zugenommen, so Majer. „Früher hat man seine Zeitung gemacht und darauf vertraut, dass die Agenturleute am nächsten Morgen die Zeitung gründlich durchschauen, das agenturfähige Material selbst

finden und eine Meldung daraus machen. Aber inzwischen ist erstens bei den Agenturen die Personaldecke auch dünner geworden, da rutscht sicher auch mal eine Zeitungsmeldung durch. Und zweitens schläft die Konkurrenz ja auch nicht.”

Aufgeregter und weniger gründlich

Dass gute und tiefe Recherchen ihre Zeit brauchen und Beschleunigung auch Verflachung nach sich zieht, scheint evident zu sein. „Aber es ist schwer, das empirisch zu untersuchen“, gibt Siegfried Weischenberg zu, Journalistik-Professor in Hamburg. Er hat in zwei aufwendigen Repräsentativbefragungen herausgefunden, dass sich zwischen 1993 und 2005 die tägliche Recherchezeit deutscher Journalisten von 140 Minuten auf 117 Minuten verringert hat.

Weischenberg beobachtet seit längerem ein typisches Muster von Berichterstattung über einen Konflikt. „Man fragt beim Kritiker die Kritikpunkte ab, später macht man ein Interview mit dem Angegriffenen, in dem er auf die Vorwürfe antwortet. Aber es wird nicht recherchiert, was wirklich an den Vorwürfen dran ist.“ So werde ein Thema oft in viele kleine Stücke zerhackt, um das Feuer am Köcheln zu halten und immer wieder nachlegen zu können. „Der Orientierung dient das wenig.“ Diese Situation sei nicht neu, so Weischenberg, „aber sie verschärft sich.“

Themenzyklen mit kürzerem Atem

Der verdichtete Takt der Medienproduktion hat noch eine weitere Folge mit weitreichenden gesellschaftlichen Folgen: dass Informationen schneller verbraucht werden und neue her müssen. TAZ-Parlamentskorrespondentin Ulrike Winkelmann erklärt: „Das Hauptproblem für uns Print-Dinosaurier ist, dass die Onliner unser Material vernichten: die Zitate, die Ideen, die Thesen. Ich muss in der Montagsausgabe ja weitergehen als das, was über den Grünen-Parteitag am Samstag und am Sonntag schon online stand. Ich kann nicht die 15. sein, die den knalligsten Trittin-Satz noch einmal bringt.“

Informationen werden von den neuen Medien förmlich weggeschrieben und sind kurz nach ihrer Veröffentlichung Schnee von gestern – zumindest in den Augen der professionellen Informationsverarbeiter. Nachrichtenzyklen sind dadurch kürzer geworden; der informationelle Adrenalinpiegel ist gestiegen. Doch kann eine hyperventilierende Gesellschaft, die der Diskussion ihrer Probleme immer weniger Zeit einräumt, diese Probleme noch lösen – zumal diese immer komplexer werden? Oder verfängt sie sich in rasendem Stillstand?

„Die durchboulevardisierte Gesellschaft ist eine Gesellschaft in Zeitnot: Sie wird durch gewollte Impulsüberflutung am Raisonement gehindert“, konstatierte der ZEIT-Autor Christian Schüle kürzlich auf einer Medien-Tagung. Auch

Qualitätsmedien würden zunehmend in diesen Sog geraten: „Der Seichtigkeitsdruck wächst, und die Hochkultur reagiert: Lange Texte werden kurz, unbequeme Sendungen gestutzt, Bilder vergrößert, Komplexität auf Linearität reduziert; Zusammenhänge werden ignoriert, Diskurse im Keim erstickt.“ Und: „Politische Sprache ist nur mehr eine Semantik der Soundbites, deren Sinn darin besteht, wahrgenommen zu werden, aber keineswegs verstanden sein zu müssen.“

Dabei läuft der sich selbst antreibende Journalismus Gefahr, sich von einem großen Teil seines Publikums abzukoppeln: nämlich dem, der nicht den ganzen Tag über Informationen konsumiert, sondern abends die Tagesschau sieht und morgens die Zeitung liest. „Medien und Bürger bewegen sich in zwei verschiedenen Geschwindigkeiten“, sagt Tissy Bruns, Chefkorrespondentin des Berliner TAGESSPIEGEL. Wer einem Beruf nachgehe, Familie, Kinder, Freunde und Hobbys habe, der verfolge die öffentlichen Angelegenheiten anders als professionelle Politikteilnehmer. „Viele Bürger entziehen sich dem öffentlichen Tempo.“ Zudem würden Journalisten, die den ganzen Tag das Meldungsrauschen verfolgen, bestimmte Themen tendenziell überschätzen und andere übersehen. Bruns: „Wer dieses Rauschen nicht hat, hat manchmal den besseren Überblick.“

Zeitbewusstsein der Journalisten schärfen

Einer, der bereits in der Journalistenausbildung besinnungsloser Beschleunigung entgegenwirken will, ist der Dortmunder Journalistik-Professor Claus Eurich. In Kompaktseminaren zu „Journalismus und Zeiterfahrung“ mit Studenten, die vorher ein Vierteljahr Zeittagebuch geführt haben, geht es darum, Entstehung von Hektik und Stress in den Redaktionen bewusst zu machen. „Meist wird Zeit nur als knappes Gut gesehen, das zu verwalten und zu verplanen ist. Ich möchte jedoch Zeitbewusstsein vermitteln: Zeit ist nichts Absoletes, sondern ein Produkt der Kultur. Wenn man das verstanden hat, kann man zu einer Form des Zeitmanagements kommen, in der man nicht nur Spielball des Systems ist, sondern ein Stück weit die Regeln selbst aufstellt.“

Dabei will er nicht Entschleunigung als Pauschalforderung für alle Medien: Es gebe Medien, bei denen Beschleunigung im Selbstverständnis liegt. Doch werde der Markt sich weiter diversifizieren, und „bei einem Teil des Publikums wird die Nachfrage nach Tiefenschärfe steigen, je krisenhafter unsere Weltsituation wird.“ Und dann kommt vielleicht auch bei Journalisten die Ruhe wieder in Mode.

Uwe Krüger

krueger@journalismusforschung.de

Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Artikels aus „Message - Internationale Zeitschrift für Journalismus“ (3/2009) www.message-online.com, 3/2009.

„Den Wettbewerb gewinnt nicht unbedingt der Schnellere“

Interview mit Hartmut Rosa, geführt von Uwe Krüger

Die Arbeitstage der Journalisten verdichten sich, der Aktualitätsdruck nimmt zu. Wie sind diese Phänomene zu erklären?

Hartmut Rosa: Diese Beschleunigungsphänomene, die den Journalisten zu schaffen machen, sind nur Teil eines umfassenden Beschleunigungsprozesses, der mit Modernisierung generell zu tun hat und seit mehr als zweihundert Jahren läuft. In der Mitte des 18. Jahrhunderts, in den Anfangszeiten der Industrialisierung, trat plötzlich ein neues Zeitempfinden auf: Die Zeit schien schneller zu vergehen, sie wurde knapp, und die Umwelt veränderte sich spürbar.

Um diese Zeit hat sich auch die Profession des Journalisten herausgebildet.

Hartmut Rosa: Ja, der Journalismus ist ein Kind der Beschleunigungs- und Modernisierungsprozesse. Weil sich die Umwelt ständig veränderte, wuchs das Bedürfnis nach Orientierung und Information. Zunächst reichte es, mit der Tageszeitung einmal am Tag ein Update vorzunehmen. Später gab es stündliche Radionachrichten, und heute gibt es Laufbänder bei CNN und N-TV und einen ununterbrochenen Strom von Online-News.

Die Verkürzung der Nachrichtenintervalle hat ja immer mit neuen technischen Möglichkeiten zu tun. Aber braucht die Welt überhaupt minütliche Updates?

Hartmut Rosa: Das Paradoxe ist: Weil man schnelle Nachrichten senden kann, tut man es, und damit wird es nötig, sie zu konsumieren, um auf dem Laufenden zu bleiben. Denn Akteure aus Politik und Wirtschaft müssen auf Nachrichten im Takt der Medien reagieren und schaffen so neue Nachrichten, auf die wieder reagiert werden muss. Schnelle Medien treiben also die Akteure und den Lauf der Geschehnisse an. Da sie aber gleichzeitig gezwungen sind, schnell zu berichten, weil sie sonst einen Wettbewerbsnachteil gegenüber ihren Konkurrenten haben, sind sie nicht nur Antreiber, sondern auch Getriebene.

E-Mail Bankrott

Internet legal visionary Lawrence Lessig has declared e-mail bankruptcy after being inundated with far too many messages to manage. He gets an average of 200 non-spam e-mails a day, at an undisclosed number of different e-mail accounts.
www.wired.com/culture/lifestyle/news/2004/06/63733

Beschleunigung im Journalismus wird oft in Verbindung gebracht mit negativen Erscheinungen wie Verflachung und Boulevardisierung der Inhalte. Wenn man das alles nicht will: Gibt es Möglichkeiten zur Entschleunigung, ohne gleich die Mechanismen des Wettbewerbs ausschalten zu müssen?

Hartmut Rosa: Das Wettbewerbsprinzip ist in der Tat ein zentraler Antrieb des Beschleunigungsspiels. Leistung ist ja definiert als Arbeit durch Zeit, und die Idee des Wettbewerbs ist, dass derjenige mit der höheren Leistung gewinnt. Das kann der Schnellere sein, also der, der mehr Arbeit in derselben Zeit leistet – in diese Richtung zielen Rationalisierungsprozesse und Arbeitsplatzabbau, auch im Mediensystem. Der Schnellere hat zunächst einmal einen Vorteil.

Auf lange Sicht kann aber auch ein anderer den Wettbewerb gewinnen: Wenn alle permanent ganz schnell Meldungen ins Netz stellen, könnte irgendwann eine Webseite gewinnen, die sagt: Wir machen es nicht ganz so schnell, aber solide.

Der Markt wird es richten?

Hartmut Rosa: Es gibt Grenzen, jenseits derer weitere Geschwindigkeitssteigerungen keinen Vorteil mehr im Wettbewerb bringen, sondern eher Nachteile. Die Hoffnung auf den Markt ist auf jeden Fall realistischer als freiwillige Selbstbeschränkungen der Branche oder politische Regulierungen – auch wenn ich in Bezug auf die gesamtgesellschaftlichen Beschleunigungsprozesse der Meinung bin, dass wir darüber eine breite Debatte brauchen, die in politisches Handeln mündet.

Leben Journalisten und ihr Publikum in unterschiedlichen Geschwindigkeiten?

Hartmut Rosa: Gut möglich. Auf jeden Fall glaube ich, dass das Bedürfnis des Publikums nach Überblick in der Informationsflut wächst und damit die Filterfunktion der Medien auf lange Sicht wichtiger wird als Schnelligkeit. Deshalb werden auch gute Tages- und Wochenzeitungen nicht verschwinden, denn sie leisten eine Art Stillstellung, sie fixieren das wirklich Wichtige des gestrigen Tages oder der Woche und geben auch demjenigen Orientierung, der schon all die N-TV-Laufbänder und Online-Nachrichten konsumiert hat.

Das Interview erschien in „Message - Internationale Zeitschrift für Journalismus“ (3/2009) (www.message-online.com), 3/2009. Wir danken für die Nachdruck-Erlaubnis.

Eine Woche ohne Medien

Selbstversuch einer Vierzehnjährigen

Als ich meinen Freunden erzählte, was ich vorhatte, sagten die meisten, ich wäre verrückt, und fragten, ob ich nichts Besseres zu tun hätte. Ein paar fanden die Idee ganz lustig und einige wenige sogar äußerst interessant. Der Grund, warum ich versuchen wollte, eine Woche ganz ohne Medien auszukommen, war einfach, dass Medien heute ein großer Bestandteil unseres Lebens sind. Morgens weckt einen das Radio und kaum sind wir Jugendlichen aus der Schule zurück, setzen sich die meisten vor den Computer, um mal bei Facebook „vorbeizuschauen“. Den Großteil des Tages, abgesehen von der Schule, verbringen viele im Internet. Hausaufgaben werden häufig erst spät abends, wenn überhaupt angefangen. Viel Zeit für sich bleibt einem eigentlich gar nicht. Es kommt so gut wie nie vor, dass man einfach mal auf dem Bett liegt und nachdenkt, denn sobald einem langweilig wird, setzt man sich wieder vor den Computer. Und falls man mal nicht vor dem Computer sitzen sollte, telefoniert man, manchmal macht man sogar beides gleichzeitig.

Ich beschloss also, in dieser einen Woche kein Telefon, egal ob Handy oder Festnetz, Radio und Computer zu benutzen und keine Zeitung oder Zeitschrift anzurühren.

Schon alleine, ohne Musik aufzuwachen, war seltsam und während des ganzen Morgens kam es häufiger vor, dass ich mich wunderte, warum keine Musik lief. Dann bin ich zum Radio hingegangen und war schon fast dabei, auf den „An“-Knopf zu drücken, bis mir einfiel, dass ich es ja gar nicht benutzen durfte. Die Stille in meinem Zimmer war ungewohnt und ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, es würde etwas fehlen. In der Küche liefen heute ausnahmsweise keine Nachrichten. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich also noch kein einziges Medium benutzt. In der U-Bahn wurde das schon etwas schwieriger. Meine Blicke wanderten immer wieder ganz automatisch zu dem kleinen Fernseher, der oben an der Decke hing. Nach einer Weile nervte mich das so sehr, dass ich mich einfach umsetzte, damit kein Fernseher mehr in meinem Blickfeld lag. Allein daran sieht man schon, dass einen die Medien den ganzen Tag begleiten, ob zu Hause oder unterwegs.

Der Tag in der Schule lief ab wie jeder andere auch. Es war nichts Besonderes passiert, über das sich alle hätten unterhalten können. Die Lehrer gaben uns keine Hausaufgaben auf, bei denen wir mit Medien hätten arbeiten müssen. Nur manchmal fielen von Klassenkameraden Sätze wie: „Habt ihr dieses Video bei YouTube gesehen?“ oder „Irgendjemand hat mich bei Facebook geaddet. Du musst dir unbedingt mal sein Profil angucken“. Und wenn ich dann antwortete, dass ich mir das frühestens nächste Woche ansehen könnte, weil ich gerade versuche, eine Woche ohne Medien auszukommen, verdrehten die meisten einfach nur die Augen.

Auf dem Rückweg nach Hause, wieder in der U-Bahn, setzte ich mich gleich so hin, dass nichts von den Fernsehern zu sehen war. Meine eine Freundin lachte darüber nur. Nach etwa zwei Stationen zogen alle meine Freunde ihre Handys aus den Taschen. Damit war das Gespräch beendet. Jeder guckte in seinem Handy nach irgendwelchen News auf Facebook. Ich saß einfach nur da und beobachtete sie. War das nicht das Bild, das die meisten Erwachsenen von uns Jugendlichen hatten und das wir immer beleidigt abstritten? Die weitere Zugfahrt blieb es still. Nur noch ein „Tschüss“ bekam ich zu hören.

Ich beeilte mich. Eigentlich ist man immer in Hektik, weil man weiß, was noch alles zu tun ist. Man läuft nicht den schöneren Weg nach Hause, man nimmt den kürzeren, man läuft nicht gemütlich, sondern in schnellem Schritt. Und wenn man dann zu Hause ist, dann macht man sich meistens schnell was zu Essen warm, was man dann vor dem Computer isst. Sich in Ruhe an den Esstisch setzen, das tut fast keiner mehr, außer wenn der Rest der Familie auch zu Hause ist, aber sonst bleibt dafür einfach keine Zeit. Doch heute tat ich das. Ich saß alleine am Esstisch – ohne Radio. Die Wohnung war wieder ungewohnt still. Es machte mich geradezu nervös, dass keine Musik zu hören war. Immer wieder war ich in Versuchung, es anzuschalten. Dabei wurde mir klar, dass man fast überall und immer Musik hört, in den Geschäften, zu Hause oder unterwegs mit dem MP3-Player. So entsteht dieser Drang danach, Musik zu hören, wenn gerade einmal keine läuft.

Nach dem Essen setzte ich mich in mein Zimmer, um Hausaufgaben zu machen. Ich hatte viel mehr Ruhe, weil alles still war. Ich wurde nicht immer durch Werbepausen oder Gerede der Moderatoren im Radio in meinen Gedankengängen unterbrochen. Das ist zwar das, was die Eltern immer gesagt haben, wenn ich bei den Hausaufgaben Musik gehört habe, aber von denen will man das eben nicht hören. Und auch wenn ich dann widerwillig das Radio ausgemacht habe, habe ich mir fest eingeredet, das mache keinen Unterschied. Aber jetzt merkte ich, wenn ich ohne Musik arbeite, wird mir viel mehr klar, was überhaupt der Inhalt dieser Hausaufgabe ist. Ich befasste mich viel intensiver mit dieser und legte sie nicht nach zwei Minuten weg, weil ich überzeugt war, dass die Aufgabe nicht zu verstehen sei.

Nach anderthalb Stunden war ich fertig. Ich saß da und überlegte, was ich machen sollte. Es war komisch, das Gefühl zu haben, dass der Tag noch so lang war. Erst saß ich unschlüssig da, dann begann ich, meine Hefter zu sortieren, mein Zimmer aufzuräumen und Tagebuch zu schreiben. Alles Sachen, zu denen ich in letzter Zeit einfach nicht gekommen war. Erst jetzt, als ich keine Zeit vor dem Computer verbrachte, merkte ich, was man an einem Nachmittag so alles machen und schaffen kann.

Aber auch ich verspürte häufig das Bedürfnis, einfach mal bei Facebook vorbeizuschauen, um zu gucken, was die Leute alles so geschrieben haben. Oft ist es eben nur so, dass man mal drei Minuten bei Facebook ist, um alles „abzuchecken“. Das macht man dann aber dreimal in der Stunde. Und während man andere Sachen erledigt, auf die man sich konzentrieren sollte, denkt man nur an das, was manche bei Facebook geschrieben haben. Wenn man mit einer Tätigkeit beschäftigt ist, wartet man eigentlich nur darauf, fertig zu werden, um wieder ins Internet gehen zu können. Weshalb man bei allem, was man tut, eine gewisse Unruhe in sich hat.

Die nächsten Tage gewöhnte ich mich daran, ohne Medien leben zu müssen. Einerseits wurde es immer leichter und der Drang, ins Internet zu gehen, verschwand immer mehr. Andererseits fiel es mir immer schwerer, ohne Musik auszukommen. Mir ist erst zu diesem Zeitpunkt aufgefallen, dass man Musik zwar immer hört, sie oft aber auch gar nicht wahrnimmt. Fehlt sie aber plötzlich, merkt man, wie ungewohnt es ist, sie nicht zu hören, und was das dann bei einem auslöst. Eines Abends beschloss ich dann, einer Freundin einen Brief zu schreiben, was heutzutage ja fast niemand mehr tut. Es war etwas ganz Anderes, als vor dem Computer zu sitzen und Buchstaben zu drücken – es hatte etwas viel Persönlicheres. Es ist wirklich schade, dass man so etwas heute fast gar nicht mehr macht.

An einem der Tage, etwa gegen Ende der Woche, hatte ich mich mit meiner Freundin verabredet. Um viertel nach vier an der Bushaltestelle. Das Problem: Sie kam nicht. Bis halb wartete ich, dann zog ich mein Handy aus der Tasche, was ich

für extreme Notfälle sicherheitshalber dann doch immer dabei hatte, und überlegte ernsthaft, sie anzurufen, was ich normalerweise schon längst getan hätte. Ich entschied mich dagegen und fuhr einfach los. Ein bisschen ärgerte ich mich schon, dass ich sie nicht erreichen konnte, aber so war das eben, wenn man ohne Medien leben will, und schließlich wusste das jeder meiner Freunde.

Die Tage kamen mir viel länger vor und es war eine Ruhe in ihnen, die mir gut tat. Ich habe begonnen, über so vieles nachzudenken, über was ich mir sonst noch nicht mal im Entferntesten Gedanken gemacht hatte. Es war eine entspannte Woche, wie ich sie lange nicht mehr gehabt hatte.

Jetzt fragen sich wahrscheinlich viele, was der Sinn meines Experiments war und ob ich daraus überhaupt etwas gelernt habe. Viele haben das bezweifelt. Aber ich muss sagen, es hat mir sehr viel gebracht. Durch diese eine Woche wurde mir richtig bewusst, dass es für uns Menschen einfach unmöglich geworden ist, ohne Medien zu leben. Eine Woche schafft man das, vielleicht auch zwei Monate, aber sein ganzes Leben? Wer so leben will, muss sich dann damit abfinden, in seiner eigenen Welt zu leben. Man weiß nicht, was in der Welt vor sich geht, und kann Kontakt zu Freunden nur schwer halten. Außer man entscheidet sich, Briefe zu schreiben. Um sich aber mit Freunden zu verabreden, könnte das problematisch werden, da ein Brief ja meistens ein paar Tage braucht. Und auch um beispielsweise Arzttermine zu machen, müsste man hinfahren und das würde viel Zeit kosten. Vieles wäre einfach nicht mehr kurzfristig zu klären und zu organisieren. Wir sind von den Medien abhängig geworden.

Lisa Henckel

lisa.henckel@googlemail.com

Was tut das Internet unserem Umgehen mit Zeit an?

Im 20. Jahrhundert haben Soziologen und Historiker sich mit der historischen Durchsetzung des objektiven, linearen Zeitverständnisses beschäftigt, mit Zeitrationalität, Zeitökonomie, weitsichtiger Zukunftsplanung und zunehmender Beschleunigung. Im Zusammenwirken von wissenschaftlich-technischem Fortschritt und kapitalistischer Ökonomie entstand der Typus des modernen Menschen, der seine Zeit pünktlich an fremd- und selbstgesetzte Termine anpasst, der vorausschauend plant, der Zeit ständig möglichst intensiv und ökonomisch nutzt und nie vergeudet. Unter ideologischem Druck und ökonomischen Zwängen haben die Menschen in unserem Land über viele Generationen hin einigermassen gelernt, ihr Denken und Handeln dem anzupassen.

Im 21. Jahrhundert hat sich mit Digitalisierung und virtueller Übermittlung der Informationen deren Menge enorm vermehrt und deren Transport immens beschleunigt und haben sich mit deren Verfallszeiten auch die Planungshorizonte verkürzt.

Heute stellt sich die Frage, ob in diesem Wandel die Menschen (auch) andere Weisen des Zeitgebrauchs herausbilden, als ihnen in der Moderne anerzogen wurden. Verändert der Gebrauch der neuen Informationsmedien nicht nur, wie wir mit Zeit umgehen, sondern auch, wie wir mit Zeit umgehen können? Welche kognitiven Kompetenzen des Zeitgebrauchs verlangt die Anwendung der neuen Techniken und welche werden vernachlässigt, verkümmern gar? Arbeiten unsere Gehirne in der Welt zeitloser Übermittlung einer rasant anwachsenden Informationsflut anders als die Gehirne früherer Generationen?

Wissenschaftliche Forschung zum Thema wird gegenwärtig viel beachtet, populärwissenschaftliche Literatur boomt. Hirnforscher zeigen mit Hilfe der Magnetresonanztomografie, welche Hirnregionen bei Tätigkeiten am Computer aktiviert werden. Psychologen beschreiben Medienkompetenzen. Erziehungswissenschaftler suchen nach Wegen, vermuteten Defiziten entgegenzuwirken und nach Wegen, das Internet für neue Möglichkeiten des Lernens zu nutzen. Über einen neuen Typus des spätmodernen Menschen mit veränderten Zeitkompetenzen wird spekuliert. Im Folgenden eine knappe Übersicht über die diskutierten Veränderungen von Zeitkompetenzen:

Einzelne Phänomene und Argumente

Schnelligkeit

Es ist offensichtlich, dass bei Computertätigkeiten Schnelligkeit der Wahrnehmung, der Auswahl und der Reaktion auf Informationen praktiziert und somit eingeübt wird. Beim Surfen, in social media-Kommunikationen und bei Videospielen erscheinen vor unseren Augen gleichzeitig viele Informationen, die wir sehr rasch sichten, nach ihrer Wichtigkeit bewerten und gleich wieder wegklicken, um die nächsten Informationen auf den Bildschirm zu holen. Während solcher Benutzung wird trainiert, in hohem Tempo von einer Information zur anderen zu springen. Die immense Menge der Informationen treibt zu immer schnellerem Rennen durch die virtuelle Welt.

Das beschleunigt auch das Lesen. Die Neurowissenschaftlerin Maryanne Wolf, Tufts University, Massachusetts, sieht positive und negative Folgen. In einem SZ-Interview zum Erscheinen der deutschen Fassung ihres Buchs „Das lesende Gehirn“ hat sie erläutert: „Massen von Informationen aufzunehmen und zu priorisieren, das ist eine Kunstfertigkeit, die wir jetzt gerade unserem Repertoire hinzufügen. Eine andere wundervolle Fähigkeit ist die räumliche Navigation zwischen Informationen.“ Andererseits: „Man kommt so schnell an die Information, dass man schnell das Gefühl bekommt: ich hab es kapiert.“ Während das Buch einen vom Autor hergestellten Zusammenhang enthalte und daher längerfristige Aufmerksamkeit und Konzentration verlange, legten Menge und Chaos der digital vorhandenen Informationen Überfliegen vieler Informationsstücke, „scannendes Lesen“, nahe – eine nicht nur schnelle, sondern auch fragmentierte Informationsaufnahme, deren Struktur sich der der Suchmaschine angleiche und kaum Zeit zum Nach-Denken lasse.

Verkürzte Aufmerksamkeit

Schnelles Überfliegen und „Abhaken“ vieler Informationen lasse kaum Zeit für „tiefes Lesen“, meint Maryanne Wolf. „Bei den digitalen Medien haben wir es immer mit kurzen Aufmerksamkeitsphasen zu tun statt mit langen konzentrierten Zeitabschnitten. Erst wenn wir weiter gehen, wenn wir

Analogien ziehen, dann erst bilde sich die Plattform für eigene, neue Ideen. Es sind die selbst gemachten Notizen am Seitenrand der Bücher, die die Grundlage für unsere eigenen Gedanken bilden.“

Gleiches geschieht beim Multitasking, das digitale Medien ja besonders nahe legen: etwa Recherchieren am Rechner und zugleich eine Unterhaltung zu einem anderen Thema führen. „Psychologische Forschung“, so Gerd Gigerenzer, MPI für Bildungsforschung, habe „nachgewiesen, dass sich bewusste Aufmerksamkeit nur auf eine Tätigkeit zu einem Zeitpunkt richten kann, und dass beim Versuch, mehrere Tätigkeiten gleichzeitig zu erledigen, alle Tätigkeiten darunter leiden (...) Studien weisen darauf hin, dass regelmäßige MultiTasker (...) einen hohen Preis bezahlen. Im Vergleich zu Studenten, welche kaum MultiTasking praktizieren, ließen sie sich leichter von irrelevanter Information ablenken, hatten ein schlechteres Gedächtnis und waren langsamer beim Wechseln zwischen Aufgaben (Ophir et al. 2009). All dies sind Fähigkeiten, bei welchen MultiTasker besonders gut sein sollten.“

Pausenlosigkeit

Maryanne Wolf im bereits zitierten Interview: „Das Internet gibt mir das Gefühl, dass ich immer das Nächste und Nächste tun muss. Und das setzt sich plötzlich auch im sonstigen Leben so fort.“

Eindrücke, Gelerntes sollte man „sacken lassen“. Das ist eine alte Volksweisheit, die neue psychologische Forschungen bestätigen. Ap Dijksterhuis, Radbound Universität Nijmegen, der sich mit der Bedeutung des Unbewussten bei der Entscheidungsfindung beschäftigt, betont in seinem Buch „Das kluge Unbewusste“ (2010), wie wichtig Pausen in der Aufmerksamkeit besonders bei komplexen Problemen sind, um im Unterbewusstsein Informationen zu synthetisieren und Verbindungen herzustellen. In einem Experiment zur Wohnungssuche fanden diejenigen, die nach Durchsicht einer großen Menge ungeordneter Angebote vier Minuten vor der Entscheidung mit einer anderen anstrengenden Aufgabe abgelenkt wurden, häufiger die bessere Wohnung heraus als diejenigen, die sofort oder nach vier Minuten Nachdenken die Entscheidung trafen. Pausen geben Zeit, um die Problemsicht zu lockern, so dass diese sich danach neu organisieren können; Vergessen sei notwendig, weil danach neuartiges Weitermachen möglich sei.

Kürzere zeitliche Reichweite des Gedächtnisses

Schon die Erfindung der Schrift und dann die der Druckerpresse haben das Gedächtnis entlastet, jetzt stellt das Internet einen gigantischen externen Speicher von Information dar, der für nahezu die gesamte Bevölkerung leicht jederzeit zugänglich ist. Zu dieser historischen Entwicklung noch einmal Gigerenzer (2010): „Schreiben ermöglichte zum Beispiel Analyse und Genauigkeit, etwa in der Mathematik – ohne

schriftliches Medium können sich diese Fähigkeiten nur begrenzt entwickeln. Aber Schreiben machte das Langzeit-Gedächtnis weniger wichtig, und Schulen haben weitgehend die Kunst des Erinnerns durch Training des Lesen und Schreibens ersetzt. (...) Digitale Medien werden diesen Prozess des ‚Outsourcing‘ von kognitiven Fähigkeiten wahrscheinlich verstärken.“

Während das individuelle Langzeitgedächtnis tendenziell geschwächt wird, scheint das Kurzzeitgedächtnis bei Internetnutzung eher herausgefordert zu werden. Zumindest weisen Forschungsergebnisse darauf, die das Semel Institute for Neuroscience and Human Behavior, University of California, 2009 veröffentlichte. Mit Hilfe der Magnetresonanztomografie wurden Hirnaktivitäten 55- bis 78-jähriger untersucht, während sie im Internet surfen. Bei denjenigen Probanden, die nur minimale Erfahrung mit Internetrecherchen hatten, zeigte sich unmittelbar eine vermehrte Aktivität in Hirnregionen, die zuständig sind für Lesen, Sprachverständnis, Gedächtnis und visuelle Fähigkeiten. Diese Internet-Anfänger trainierten danach zwei Wochen lang jeden zweiten Tag eine Stunde lang am Rechner, indem sie Recherche-Aufgaben bearbeiteten. In der anschließenden zweiten Untersuchung waren bei ihnen zusätzlich zwei weitere Hirnregionen vermehrt aktiv: Kurzzeitgedächtnis und Entscheidungsfindung waren trainiert worden. Die Probanden hatten sich damit in kurzer Zeit der anderen Probandengruppe, die von Beginn an internetgeübt war, angeglichen. Die Erklärung der Psychologen: Um sich auf den Webseiten zu orientieren, speichern die Benutzer ständig neue Informationen im Arbeitsspeicher ihres Gehirns, und angesichts der Vielfalt von Grafiken und Texten müssen sie ständig schnell entscheiden, was davon für sie wichtig ist.

„Digital natives“ - eine neue Generation?

Die Alltagsbeobachtung zeigt: Junge Menschen eignen sich die neuen Techniken leicht und rasch an und klicken in so hohem Tempo über den Bildschirm, dass ihre Großeltern kaum beim Zuschauen folgen können. Ist das eine Folge des Lebensalters? Oder handelt es sich hier um den Unterschied zwischen „digital natives“ und „digital immigrants“, also zwischen den schon in die digitale Welt Hineingeborenen und den erst später in ihrem Leben dort Eingewanderten? Vermutlich überlagert sich beides.

Naturbedingte Altersunterschiede gibt es zweifellos. Kinder bewegen sich in der Regel nicht nur körperlich mit höherem Tempo als alte Menschen, sie reagieren auch schneller. Die Aufmerksamkeitsspanne ist im Lebenslauf anfangs kurz und nimmt dann allmählich zu. Das disponiert im jungen Alter für schnelles Klicken am Bildschirm, mit individuellen Ausnahmen selbstverständlich.

Wenn wir heute, im Jahr 2011, junge und ältere Menschen in ihrem Umgehen mit dem Computer vergleichen, haben wir es

nicht nur mit Altersunterschieden, sondern zudem mit anders sozialisierten Generationen zu tun. Denn die digitale Technologie hat erst seit wenigen Jahren alle Lebensbereiche radikal verändert. Menschen nahezu aller Lebensalter beginnen heute gleichzeitig, die neuen Kommunikationsmedien intensiv zu benutzen. Aber Junge und Ältere lernen das auf je eigene Weise, weil das Neue bei ihnen auf je andere lebensgeschichtlich erworbene Voraussetzungen trifft. Denn Kompetenzerwerb ist kein additiver Prozess. Vielmehr sitzen neue Erfahrungen auf früheren auf; jede neue Erfahrung wird durch das bisher Erfahrene und Gelernte bedingt und geformt.

Das gilt zunächst einmal für die Entwicklung in individuellen Lebensverläufen, aber es lässt sich auch auf Bevölkerungsgruppen etwa gleichen Lebensalters übertragen. Diejenigen, die in der jeweils derselben historischen Periode zunächst Kinder, dann Jugendliche, dann Erwachsene waren, also einer gleichen Alterskohorte angehören, verfügen in ihren Lebensgeschichten über gleichartige gesellschaftshistorische Erfahrungsaufschichtungen. Diese Gemeinsamkeit macht sie zu historisch besonderen Generationen – Karl Mannheim hat das 1928 in seiner „Theorie der Generationen“ für die Bildung politischer Generationen beschrieben. Die heute jungen Menschen „wachsen“ von frühem Alter an in die digitale Lebenswelt hinein und können deren Möglichkeiten und Herausforderungen aufnehmen, ohne von anderen Vorerfahrungen belastet zu sein, während die meisten heute Älteren sich schwerer damit tun, weil bei ihnen dieses historisch Neue sich mit alten biographisch entstandenen Erfahrungen und Kompetenzen auseinandersetzen muss. In diesem Sinne lässt sich heute von „digital natives“ und „digital immigrants“ sprechen. Der italienische Medientheoretiker Franco „Bifo“ Berardi hat eine detaillierte gesellschaftskritische Analyse zu diesem Generationsbruch vorgelegt.

In wenigen Jahrzehnten werden alle Menschen „digital natives“ sein. Wie mag dann das dominante Zeitbewusstsein und Zeitverhalten beschaffen sein? Welches Zeitdenken und Zeitverhalten wird dann Zeitpolitik bestimmen?

Trends in die Zukunft zu verlängern, hat sich noch immer als problematisch herausgestellt. Denn gesellschaftliche Entwicklungen weisen immer wieder Gegenläufiges und Widersprüchliches, Brüche und Umbrüche auf. Wir können heute nicht wissen, wie das Internet und seine Bedeutung, Nutzungsmöglichkeiten und Nutzungsweisen in wenigen Jahrzehnten beschaffen sein werden.

Ebenfalls problematisch ist es, den Zeitgebrauch, der in einem partiellen Lebensbereich verlangt und praktiziert wird, für das Ganze des Zeitgebrauchs der betroffenen Menschen zu nehmen. Individuelles Leben ist vielfältiger. Alltagsleben vollzieht sich nacheinander und nebeneinander in vielfältigen Zeitmodi, nicht nur in denen der digitalen Medien; Zeitkompetenz entsteht in Auseinandersetzung mit vielfältigen Zeitanforderungen.

Die Zukunftsfrage bleibt also offen. Und damit auch die Chancen für eine neue Zeitkultur, mit der die „digital natives“ die kulturpessimistischen Prognosen der heutigen „digital immigrants“ widerlegen könnten, indem sie die Einseitigkeiten der Zeiten der industriellen Moderne ebenso wie die Einseitigkeiten der digitalen Zeit der Spätmoderne überwinden – im individuellen und im gesellschaftlichen Bewusstsein und Handeln.

Helga Zeiher

Franco „Bifo“ Berardi (2009); *precarious rhapsody*. London: Minor Compositions.

Ap Dijksterhuis, Radbound)(2010): *Das kluge Unbewusste*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Gerd Gigerenzer: Digitale Risikokompetenz. [http://www.bundestag.de/internetenquete/dokumentation/2010/Sitzungen/20101213/A-Drs 17 24 014-F](http://www.bundestag.de/internetenquete/dokumentation/2010/Sitzungen/20101213/A-Drs%2017%20014-F)

Semel Institute: <http://newsroom.ucla.edu/portal/ucla/ucla-study-finds-that-searching-64348.aspx>

Maryanne Wolf (2010): *Das lesende Gehirn*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag

Interview mit Maryanne Wolf: „Sorgen Sie für ein Haus voller Bücher“. *Süddeutsche.de Wissen*, 16. 7. 2010.

Dreierlei Meinungen zu den Folgen des Internets

In The New Yorker (14. 2. 2011) hat Adam Gopnik kürzlich eine Analyse von Büchern vorgelegt, die sich mit den Folgen des Internet befassen. Die Vielfalt der Positionen würden 'the typical flavours' aufweisen, nämlich 'the eulogistic, the alarmed, the sober, and the gleeful'. Er ordnet die Autoren drei Gruppen zu.

„Never-Betters“ seien enthusiastisch, dass nun die Gesellschaft besser werde: Information werde frei und demokratisch und Nachrichten würden von unten gemacht, indem die Menschen sich auf neue Weise vernetzen und artikulieren. Nachdem bereits die Erfindung der Druckerpresse den Anfang zu einer neuen Informationsfreiheit gelegt habe – was Gopnik als für eine die Geschichte zu sehr vereinfachte These kritisiert –, rivalisiere nun im Fortgang dieser demokratischen Revolution das Internet mit den Printmedien. Andere „Never-Betters“ setzten psychologisch an. Etwa Andy Clarke oder Robert K. Logan, die Kognition nicht nur mehr als innerpersonalen Prozess sehen würden, sondern als in der Welt sich vollziehenden ständigen Fluss von Information, Erinnerung, Planung und physikalischer Bewegung. Wenn das Fernsehen das globale Dorf hervorbrachte, so produziere jetzt das Internet die globale Psyche. Die Technik verändere nicht das Bewusstsein, sie sei vielmehr Teil des Bewusstseins: wir würden nicht anders handeln, aber anders denken als früher.

„Better-Nevers“ seien dagegen der Meinung, dass das neu gefundene Land seinen Preis nicht wert sei. Denn dieser bestehe in gereizten Nerven, verlorener Lesezeit und Störungen der Aufmerksamkeit und der Fähigkeit zu reflexivem Denken. Gopnik zitiert Nicholas Carr: ‘As a technology, a book focuses our attention, isolates us from the myriad distractions that fill our everyday lives. A network computer does precisely the opposite. It is designed to

scatter our attention. ...Knowing that the depth of our thought is tied directly to the intensity of our attentiveness, it's hard not to conclude that as we adapt to the intellectual environment of the Net our thinking becomes shallower.’ Auch John Brockman zeichne ein Bild von Dissoziation und Fragmentierung. Einst sei das Leben ganz, kontinuierlich und stabil gewesen, jetzt sei es fragmentiert, in viele Stücke geteilt, um uns herum verschwimmend, instabil und nicht fixierbar. Gopnik merkt dazu an, dass solcherart Modernisierungskritik eine lange Geschichte hat; schon Marx habe davon gesprochen, dass im modernen Leben alles auseinanderfalle.

„Ever-Wasers“ weisen ebenfalls auf Analoges in der Geschichte. Bei jedem neuen Schritt in der Entwicklung der Informationstechnologien habe es Sorgen um die kognitiven Folgen gegeben. Ann Blair und Andrew Pettegree zeigen in ihrer Arbeit über das Verhältnis zwischen Bewusstsein und Maschine, so Gopnik, wie zu jeder Zeit die jeweils komplizierteste Maschine als Modell der menschlichen Intelligenz genommen wurde, und wie, was immer medienbegeisterte Kids favorisieren, als Ursache von Dummheit identifiziert wurde. Das habe schon auf billige Romane, auf die bewegten Bilder des frühen Kinos, und auf das Fernsehen zugetroffen.

Adam Gopnik: *The Information*. How the Internet gets inside us. In: *The New Yorker*, 14. 2. 2011. newyorker.com/110214crat_atlarge

Rezension zum Thema

Wir Informationsüberladenen



Frank Schirrmacher

Payback.

Warum wir im Informationszeitalter gezwungen sind zu tun, was wir nicht wollen, und wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen

2009, München: Blessing, 239 S.



Miriam Meckel

Das Glück der Unerreichbarkeit.

Wege aus der Kommunikationsfalle

2007, Hamburg: Murmann, 270 S.

Ausgangspunkt dieser gesellschaftskritischen Analysen des Umgangs mit digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien ist das eigene Unbehagen, das beide Autoren angesichts der Informationsflut und -beschleunigung je individuell erfahren. Schirrmacher fühlt sich durch unzählige SMS, Blog-Einträge, E-Mails, die ihn ständig erreichen und die er selbst beantworten muss, unkonzentriert, vergesslich und abgelenkt. Sein Gehirn komme nicht mehr mit und er werde aufgefressen, wie er selbst schreibt. Miriam Meckel reflektiert, dass sie sich durch die digitalen Informations- und Kommunikationsmedien zum Simultanten entwickelt habe, jemand, der viele Dinge gleich-

zeitig erledige und ständig und überall erreichbar sei. Die Kommunikationsanforderungen moderner Technologien, wie Handy, Internet etc., bestimmten ihre gesamte Lebensgestaltung, die keine Zeit für Ruhepausen, zum konzentrierten Arbeiten und ungestörten Denken ließe.

Anhand dieser eigenen Erfahrungen und allerlei zitierter Beispiele aus Pressemagazinen und wissenschaftlichen Studien beschreiben beide Autoren in einem leicht verständlichen und unterhaltsamen Sachbuchstil Probleme und Veränderungen, die die modernen Informations- und Kommunikationstechnologien im Alltäglichen mit sich bringen.

Schirrmacher bewegt sich mehr auf der kognitiven Ebene der digitalen Überforderung. Er will mit seinem Buch zeigen, dass diese Informationsüberflutung das Gedächtnis, die Aufmerksamkeit, die geistigen Fähigkeiten und das Gehirn physisch verändern und sich keiner diesem Wandel entziehen könne. Schirrmacher beruft sich auf zahlreiche Studien, die belegen, dass durch die Menge der neuen Medien und die immer größer werdende Informationsfülle sich die kognitiven Strukturen und Fähigkeiten des menschlichen Gehirns verändern. So würden beispielsweise verschiedene Lesefähigkeiten schwinden, wie die Fähigkeit, komplexere Texte zu erfassen, zu durchdenken und zu interpretieren und die Fähigkeit zur Lesekonzentration über einen längeren Zeitraum. Die Aufmerksamkeit sei es, die den Menschen immer und mehr abhanden komme. Der Geist passe sich immer mehr an die digitalen Maschinen an, wie einst der Körper an die Vorgaben des Taylorismus. Das Charakteristikum dieses „digitalen Taylorismus“ sei das Kontrollverlustes über die Flut von Informationen. Grundlegende Unterhöhlung der geistigen Kontrolle vollziehe

sich über das Multitasking, der Tugend der Informationsgesellschaft, so der Autor. Gleichzeitigkeit verschiedener Prozesse bedeute ständige Ablenkungen, und diese führten zu einer Verlangsamung des Denkens und dem Verlust der eigenen Freiheit des Denkens, indem Denken nach außen in die digitalen Maschinen wandere. Der Kopf werde immer überforderter und unselbstständiger. Leben in einer von Informationsreizen überfluteten Gesellschaft münde in „Ich-Erschöpfung“.

Meckel konzentriert sich auf die Folgen der neuen Kommunikationstechnologien für die eigene Identität und die sozialen Kommunikationsbeziehungen, streift aber weit breitere zeitrelevante Folgen der Informationsbeschleunigung, etwa indem sie die digitalen Medien als digitale Zeitdiebe und Zeitentgrenzer enttarnt. Mit Dauererreichbarkeit, Mobilität und Flexibilität gewinne man letztendlich keine Zeit, vielmehr ließen diese die zur Verfügung stehende Zeit immer knapper werden. Grenzen zwischen dem Beruflichen und dem Privaten verschwimmen und die berufliche Arbeit dehne sich in Zeitterritorien aus, die früher allein dem Privaten und der Entspannung vorbehalten waren. Ruhe- und Schutzzonen des Privaten lösten sich zunehmend auf. Die extremste Ausdehnungsform der zeitlichen wie auch der räumlichen Entgrenzung spiegle sich im „Globalen Pendler“, dem spätmodernen Arbeitsnomaden, wider. Für viele Menschen sei das Handy oder das Smartphone zum „treuesten Gefährten“ und zum Teil des eigenen Selbst geworden. Mobile Kommunikationstechnologien brächten neue soziale Zeitgewohnheiten und andere Formen des zwischenmenschlichen Miteinanders hervor. Partnerschaftliche Lebensentwürfe würden sich einer neuen zeitlichen Ordnungsdimension und einer neuen Kommunikations-

logik unterwerfen, die bis ins virtuelle Liebesleben münden. Und das alles geschieht nonstop und überall ohne Kommunikationspausen, was letztendlich am eigenen Selbst fresse und sich schädlich für das soziale Zusammenleben auswirke, wie Meckel an zahlreichen Beispielen beschreibt.

Dem Leser beider Bücher wird Vieles bekannt vorkommen, will man sich aber einen umfangreichen Überblick über wissenschaftliche Studien und über einschlägige Medienberichte zu Folgen und Wirkungen der digitalen Informationsüberflutung verschaffen, ist man mit ihnen gut bedient, beide ergänzen sich gegenseitig.

Die Autoren setzen sich nicht allein kritisch mit den Wirkungen der Informationsüberflutung auseinander, sondern versuchen sich an Lösungsmöglich-

keiten. Schirrmacher geht der Frage nach: „Wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen können?“ Sein Ausweg ist die Stärkung des „Muskels des Selbstkontrolle“, indem wir lernen, ohne Ich-Erschöpfung aufmerksam zu werden, lernen zu erkennen, welche Informationen wichtig oder unwichtig sind, und indem wir veraltete Lernmethoden in Bildungsinstitutionen über Bord werfen. Neu bestimmt werden müsse das „Verhältnis zwischen Herr und Knecht, zwischen Mensch und Maschine“. Konkretes hat Schirrmacher dazu nicht zu bieten.

Meckel sieht die Lösung in „kluger Un-erreichbarkeit“ als einer individuellen Strategie der Selbstdisziplin, um sich Zeiten der Ruhe, des Abschaltens und der Konzentration zu bewahren. Nach ihrer Ansicht trägt jeder selbst die Ver-

antwortung für die Entscheidung, sich digitale Auszeiten im Alltag zu organisieren.

Vorschläge beider Autoren können zwar durchaus zum Nachdenken im Umgang mit den neuen Informations- und Kommunikationsmedien anregen, bleiben allerdings bei Schirrmacher sehr vage und unkonkret. Meckels Ratschläge operieren allein am Individuum; sie lesen sich eher wie Ratschläge einschlägiger Zeitmanagementratgeber. Zeitpolitisch sollten diese Vorschläge sowohl kritisch diskutiert wie konkretisiert werden. Es ist vor allem notwendig, gesamtgesellschaftliche Lösungen zu finden, denn Individuen können nicht allein die Folgen des rasanten Informations- und Medienwandels tragen.

Elke Großer

Politik-Zeit

Das Moratorium

... denn sie wissen nicht, was sie getan haben

Dass Frau Merkel, Kanzlerin der Bundesrepublik Deutschland, für „Freiheit“ steht, hat ihr der amerikanische Präsident jüngst durch die Verleihung der Freiheitsmedaille, dem höchsten Orden, den die Vereinigten Staaten zu vergeben haben, mit Pauken und Trompeten eindrucksvoll bestätigt. Die Journalisten attestieren ihr darüber hinaus mehrheitlich auch eine geschickte, eher stille und wenig auffällige, aber durchaus sehr wirkungsvolle Machtpolitik. Abgesprochen jedoch wird ihr von den Kommentatoren relativ einvernehmlich ein Hang zum Risiko und zu kreativen Entscheidungen. Diese Einschätzung jedoch kann man nach den jüngsten Ereignissen nicht länger mehr aufrechterhalten. Zumindest nicht mehr, seit die Kanzlerin den politischen Werkzeugkasten um das bisher in der Politik weitestgehend unbekannte Instrumentarium des Moratoriums erweitert hat.

Moratorien waren zwar schon länger bekannt, man kannte sie aber in erster Linie aus der Welt der Wirtschaft, insbesondere aus der Finanzwirtschaft. Moratorien fungieren dort als terminlich eingezäunte „Stillhalteabkommen“ zwischen Schuldner und Gläubigern. In den meisten Fällen geht es

dabei um den Aufschub fälliger Leistungen, speziell um Zinszahlungen. Zwar tauchte auch im politischen Diskurs hin und wieder mal ein „Moratorium“ auf, meist jedoch nur im Zusammenhang mit eng begrenzten Fachfragen. So existierte in den achtziger Jahren einmal ein „Walfangmoratorium“, und in Verlautbarungen des Familienministeriums entdeckte man ab und zu die Etikettierung des Jugendalters als ein „psychosoziales Moratorium“. Bis vor kurzem aber war die Zeitinstitution „Moratorium“ kein geeignetes und schon gar kein gebräuchliches zeitpolitisches Instrumentarium, das es lohnte, ins Arsenal der zeitpolitischen Strategien und Taktiken aufgenommen zu werden. Erst der auf die Ereignisse in Japan reagierende dreimonatige Stopp der Laufzeitverlängerung der deutschen Atomkraftwerke hat das Moratorium zu einer angesehenen und breit beachteten offiziellen Zeitstrategie im Politikgeschäft gemacht. Soweit die Kanzlerin für die innovative Tat verantwortlich zeichnet, kann man nicht umhin, ihr Originalität, Kreativität und Innovationsfähigkeit zu bestätigen.

Nun wäre es jedoch eine Fehlinterpretation, würde man die Entscheidung, mit einem Moratorium auf die Dramatiken

in Fukushima zu reagieren, als den Versuch deuten, dies als Gelegenheit zu nutzen, die Handlungspotentiale des Politikbetriebs um die Zeitstrategie des „Moratoriums“ zu erweitern. Das ist selbstverständlich nicht der Fall. Wie immer im politischen Alltag, ging es auch bei der Moratoriumsentscheidung um die Sicherung der Macht durch den Erhalt der Folgebereitschaft. Zeitpolitisch auffällig und deshalb interessant ist in diesem Zusammenhang vor allem die Tatsache, dass man nicht, wie bisher im politischen Betrieb üblich, durch gesteigerten Aktivismus und hektischen Aktionismus reagiert hat, sondern durch eine Stopp-, eine Abbremsstrategie. Das ist neu und relativ ungewöhnlich und zugleich überraschend, zumal sich die Regierung in den letzten Jahren eher als Anhängerin einer „Tempo furioso-Politik“ gezeigt hat. Dafür stehen unter anderem die Verabschiedung des Wachstumsbeschleunigungsgesetzes, und die zumeist unter großem Zeitdruck an Wochenenden getroffenen Hals-über-den-Kopf-Entscheidungen im Rahmen der Euro-Krise. Doch man würde den Regierenden eindeutig zu viel Zeitkompetenz unterstellen, wenn sie, angestoßen durch die japanische Katastrophe, zur Einsicht gekommen wären, von nun an etwas langsamer zu machen, um in Zukunft die Produktivkräfte der abgebremsten Zeitformen, zum Beispiel die der Auszeiten, der Pausen, des Abwartens und der Langsamkeit, im politischen Alltagsgeschäft zu nutzen. Erheblich wahrscheinlicher ist, dass man sich im Zustand der Aufgeregtheit einer Strategie erinnerte, die der Altmeister der CDU, zugleich der Lehrmeister von Frau Merkel, zwar nicht erfunden, aber mehrmals erfolgreich eingesetzt hat, das „Aussitzen“. Doch es gibt zwischen dem Aus-sitzen und der Ausrufung eines Moratoriums einen gravierenden Unterschied. Aussitzen, und darin hat es Kohl wahrlich zu einer gewissen „Meisterschaft“ gebracht, ist keine politische Strategie, sondern eine auch im Politikbetrieb anwendbare persönliche Überlebensstrategie. Sie zielt darauf ab, auf dem Wege der Ignoranz, des Liegenlassens, des Wegsehens und der Nichtbehandlung über ein Geschehen, meist eine individuelle Verfehlung, möglichst schnell Gras wachsen zu lassen. So gesehen, gehört das Aussitzen, so paradox es klingt, zu den Strategien der Beschleunigung. Beschleunigt werden soll das Vergessen eines Problems, um dieses so zu einem Nicht-Problem zu machen. Anders hingegen das Moratorium. Bei ihm geht es nicht um persönliche Dinge (Verfehlungen) im Rahmen des politischen Handelns, beim Moratorium geht es um die Strategie des politischen Handelns selbst und um die Produktivität von dessen Geschwindigkeit. Kurzum: Das Moratorium sendet die Botschaft aus: Es ist nicht sinnvoll, immer und überall im politischen Geschäft aufs Gaspedal zu drücken. Zuweilen ist es besser, sinnvoller und zielführender, mit angezogener Handbremse, durch Pausen, Innehalten und Abwarten, kurzum, einem Moratorium, zu reagieren.

So ganz jedoch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, bei dem Laufzeitmoratorium handle es sich auch um so etwas wie den Griff zur Notbremse eines energiepolitischen Zuges, der erst kurz zuvor Fahrt aufgenommen hatte. Plötzlich hieß es: „Zurück zum Ausgangsbahnhof, die geplante Reise fällt wegen unvorhergesehener Ereignisse ins (Kühl-) Wasser“. Da gilt es dann, wie bei annähernd jeder Reise, die, kurz nachdem man losgefahren ist, abgebrochen wird, von Erwartungen, Hoffnungen und Wünschen Abschied nehmen – nicht freiwillig, sondern gezwungenermaßen. Unverzichtbar sind Zeiten des Abschieds besonders dann, wenn unvorhersehbare dramatische Ereignisse das, was eben noch für realistisch gehalten wurde, zu einer Illusion machen. Bei der Auseinandersetzung um die „Laufzeitverlängerung“ war das der Fall. Abschied nehmen, das ist nun wirklich keine Neuigkeit, braucht Zeit, und zwar mehr Zeit, als zum Ein- und Ausschalten eines Lichtschalters nötig ist. Den Schalter umlegen, damit also war's nicht getan. Es musste Zeit bereitgestellt werden, emotional abzukühlen, um dann über Zeit zu disponieren. Im gegebenen Fall bedeutete das – nicht ganz frei von Ironie – es brauchte Standzeiten, um über Laufzeiten (neu) zu entscheiden. Diese Standzeit hat einen Namen: „Moratorium.“

Das „Moratorium“, dies lässt die lateinische Herkunft des Wortes bereits erkennen – *morari*: verzögern, verweilen, aufhalten – bezeichnet das Bemühen, durch die Errichtung einer befristeten Auszeit in einer Situation der Orientierungslosigkeit erneut Orientierung herzustellen. Es geht um einen sich politisch auszählenden Zeitverlust, um den paradoxen Versuch, durchs „Zeitverlieren“ Zeit zu „gewinnen“. Vergleichbar einem Topmanager, der sich bei einem zehntägigen Klosterurlaub soweit auftankt, dass er, zurück in seinem Unternehmen, wieder mehr aufs Gas drücken kann. Moratorium heißt: Abbremsen, um schnell sein zu können.

Doch der Regierung ging es beim Atommoratorium nicht nur um Abschiedszeit für lieb gewonnene Vorstellungen, Illusionen und Hoffnungen. Es ging ihr auch, und das sicher ganz besonders, um die Wiederherstellung verloren gegangener Folgebereitschaft. Voraussetzung dafür war eine Art „Ent-Emotionalisierung“ der Bevölkerung. Die nun erhoffte man sich, basierend auf der Erfahrung, dass Zeit vergessen macht, von einer Auszeit, der man marketingmäßig aufgepeppt den Solidität suggerierenden Namen „Moratorium“ verpasste. Deutlicher gesagt: Das Moratorium wurde auch, und vielleicht sogar in erster Linie, als ein zeitlich begrenztes Abkühlbecken für die heiß gelaufenen Brennstäbe der öffentlichen Erregung institutionalisiert, quasi als Langfassung jener viel zitierten Nacht, die man bei anderen Gelegenheiten als Kurzzeitmoratorium zu „überschlafen“ empfiehlt. Willkürlich gegriffen jedoch erschien die Dauer von drei Monaten. Warum nicht fünf Monate, warum nicht zwei? Seitens der Wissenschaft liegen

keine Erkenntnisse vor, die die Begründung stützen, drei Monate wären – vorausgesetzt es stimmt, dass Zeit allein schon klug macht – der ideale Zeitraum, um sinnvoller und problemadäquater entscheiden zu können. Auch existieren nirgends abgesicherte Hinweise, drei Monate seien die ideale Zeitstrecke für das Absenken des öffentlichen Erregungsniveaus. Inwieweit Überlegungen aus dem Dunstkreis der Zahlensymbolik bei der Entscheidung über die Dauer des Moratoriums eine Rolle spielten, ist ebenso spekulativ wie die These, man hätte sich im Kanzleramt in erster Linie vom Wohlklang der drei göttlichen Tugenden: Glaube - Liebe - Hoffnung leiten lassen.

Nun gut, die Erwartung, politische Maßnahmen müssten immer klar durchdacht und nach rationalen Kriterien entschieden werden, wäre wie so oft auch in diesem Fall überzogen. Wie auch soll eine Entscheidung rational sein, wenn sie getroffen wird, um die Bedingungen, rational entscheiden zu können, überhaupt erst herzustellen? Zweifel sind berechtigt, ob das dreimonatige Drücken der Stopptaste geeignet ist – auch nachdem das Moratorium jetzt abgelaufen ist, bleiben die Zweifel weiterhin bestehen.

Aus zeitpolitischer Sicht aber kann man die Innovation „Moratorium“ als eine neue Handlungsoption im politischen Alltagsgeschäft nur begrüßen. Vielleicht führt sie ja dazu, dass die Regierenden endlich damit beginnen, Zeitgestaltung nicht nur als eine individuelle, sondern auch als eine gesellschaftspolitische Aufgabe zu begreifen. Dann könnte das Moratorium auch als eine Botschaft verstanden werden, der in letzter Zeit unter die rasenden Räder geratenen Selbstverständlichkeit wieder Geltung zu verschaffen, dass die Eile mit der Weile einhergehen muss. Ein Lob vom angesehenen ehemaligen Berliner Staatsmann Wilhelm von Humboldt wäre Frau Merkel für ihre Moratoriumsentscheidung dann sicher gewesen: „Nicht bloß der einzelne Mensch in seinem Privatleben, auch die ganze Menschheit in ihrem weiten und verwickelten Lauf muss von Zeit zu Zeit still stehen, und sich orientieren.“

P.S.: Allzu nachhaltig war die „Eile-mit-Weile-Strategie“ der Regierung jedoch nicht. Wie kürzlich angekündigt, wird in Berlin derzeit der Entwurf eines „Netzausbaubeschleunigungsgesetzes“ vorbereitet.

Karlheinz Geißler

www.timesandmore.com

Aus der DGfZP

Einladung zur Jahrestagung 2011 der DGfZP
am 28. und 29. Oktober 2011 in Berlin

„Was ist eigentlich Zeitwohlstand?“

Über Zeitwohlstand sprechen wir seit vielen Jahren. Zeitwohlstand ist der Dreh- und Angelpunkt von Zeitpolitik. Auch das von der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik ins Spiel gebrachte „Recht auf eigene Zeit“ macht ohne einen genau bestimmten, wohl sogar messbaren Begriff von Zeitwohlstand wenig Sinn.

Dennoch stoßen wir in der Literatur und im Alltagsgebrauch auf höchst unterschiedliche und wenig bestimmte Verständnisse von Zeitwohlstand. Das wollen wir mit dieser Jahrestagung zumindest ein Stück weit ändern. Wir werden Zeitpolitik mit Methoden und Ergebnissen verschiedener zeitbezogener Untersuchungen konfrontieren – etwa der Zeitbudgetforschung (Joachim Merz) oder den Überlegungen zum „zeitlichen Existenzminimum“ (Bob Goodin). Da Zeitwohlstand mit Lebensqualität zu tun hat, werden wir auch Vorschläge, Lebensqualität in der Statistik der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung zu verankern (die französische Stiglitz-Kommission) einbeziehen.

Das Ganze wird nicht abstrakt bleiben, sondern auf konkrete Lebenslagen (etwa prekär Beschäftigte, junge Menschen, Familien) und die Erfahrungsbereiche der Tagungsteilnehmer/innen bezogen sein.

Es ist uns klar: Das Unternehmen, Zeitwohlstand „politikfähig“ zu machen, wird nur gelingen, wenn wir konkret (und im Prinzip messbar) nachweisen können, wann Zeitwohlstand gegeben und wann er vorenthalten ist. Das werden wir nicht heute, nicht morgen und wohl auch nicht am 29. Oktober sagen können. Zumindest Vorüberlegungen, wie man sich dem Thema der Messbarkeit von Zeitwohlstand nähert, wird uns Karin Jurczyk unterbreiten.

All das verspricht spannende Diskussionsprozesse. Die Zeitpolitik „munitioniert“ sich, um Zeitwohlstand überzeugender öffentlich einklagen zu können...

Was ist eigentlich Zeitwohlstand?

28. und 29. Oktober 2011 in Berlin

Freitag, 28. 10. 2011

13.30 Uhr

Begrüßungskaffee

14.15 - 15.15 Uhr

Zeitwohlstand

Eine aktuelle Debatte und ihre Wurzeln;
das Konzept von Bob Goodin und seine
zeitpolitischen Implikationen

Ulrich Mückenberger

15.15 - 16.15 Uhr

**Zeit als Dimension in aktuellen
Kommissionen zur Wohlfahrtsmessung.
Über wie viel freie Zeit verfügen wir?**

Joachim Merz

16.15 - 16.45 Uhr

Kaffeepause

16.45 - 17.15 Uhr

**Vorstellung des Netzwerks
Zeitforschung der DGfZP**

17.15 - 18.45 Uhr

Moderierter Diskussionsprozess:

Zeiterfahrungen von Menschen,
verschiedene Wünsche, Erfahrungen,
Kontexte zu Zeitwohlstand

Moderation: Ulrike Schrapf

ab 19.00 Uhr

Abendessen

und gemeinsames Zusammensein
in einem nahen Restaurant

Samstag, 29. 10. 2011

9.00 - 10.00 Uhr

**Wohlstand, Wohlfahrt (Geld-/Zeit-),
Zeitsouveränität, Lebensqualität**

Jürgen Rinderspacher

10.00 - 11.00 Uhr

**Zeitwohlstand in prekären
Lebenssituationen**

Uwe Becker

11.00 - 11.15 Uhr

Kaffeepause

11.15 - 12.00 Uhr

**Zeitwohlstand für Familien –
die unterbelichteten Dimensionen
Eigenzeit und Paarzeit**

Martina Heitkötter

12.00 - 13.00 Uhr

Mittagsimbiss

13.00 - 14.00 Uhr

Kann man Zeitwohlstand messen?

Auf der Suche nach Zeitwohlstands-
indikatoren als Basis für Politikfähigkeit

Karin Jurczyk

14.00 - 15.30 Uhr

Abschlussdiskussion:

Gibt es ein zeitliches Existenzminimum?
Wie kann Zeitwohlstand in der Politik
verankert werden? Wie steht es mit dem
„Recht auf eigene Zeit“?

Input und Moderation Ulrich Mückenberger

15.30 Uhr

Schlusswort

Ende der Jahrestagung

ab 16.00 Uhr

DGfZP - Mitgliederversammlung

Anmeldung:

bei Prof. Dr. Dietrich Henckel,
Geschäftsstelle der DGfZP,
Technische Universität Berlin,
FG Stadt- und Regionalökonomie, Sekr. B 4
Hardenbergstraße 40a
10623 Berlin

Anmeldeformular, Tagungsadresse, Wegbeschreibung, Unterkunft:

www.zeitpolitik.de

Anmeldefrist:

Anmeldung und Überweisung des
Kostenbeitrags müssen bis spätestens
18. Oktober 2011 erfolgt sein.

Kosten:

Für die Tagung (einschließlich der
Mahlzeiten) wird ein Kostenbeitrag von
50,- € (Nicht-Mitglieder),
40,- € (Mitglieder) oder
30,- € (ermäßigt) erhoben.

Bremer Gespräche zur Zeitkultur

Zeit ist Leben. Die Analysen und Konsequenzen dieser existenziellen Bedeutung der Zeit sind Anliegen und Themen der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP), die in ihrem Zeitpolitischen Manifest „Zeit ist Leben“ (2005) beschrieben werden (s. www.zeitpolitik.de).

Zeitpolitik setzt kritisches Nachdenken über das öffentliche und individuelle Umgehen mit Zeit voraus. Zeitpolitik meint mehr – und Anderes – als die individuelle Fähigkeit, den Alltag zu „bewältigen“. Sie fordert, Zeit als „soziales Band“ erlebbar und die öffentlichen, wirtschaftlichen und politischen Zeitstrukturen mit den Bedürfnissen von Individuen, Familien und Gruppen vereinbar zu machen. Der zeitpolitische Zugang besteht darin, die die Menschen umgebenden gesellschaftlichen Verhältnisse, seien sie baulicher, finanzieller, bürokratischer oder sonstiger Art, von den menschlichen Alltags her zu thematisieren und nicht (oder erst sekundär) von den Eigenlogiken, also den Gestaltungspotenzialen und –grenzen, dieser Bereiche her. Zeit wird dabei nicht nur (quantitativ) als Ressource verstanden, sondern auch (qualitativ) als kulturelles Medium. Es geht um „Zeitwohlstand“ (Jürgen Rinderspacher) und „Zeitsouveränität“ (Bernhard Teriet) und – Bedingung dafür – das „droit au temps“ (Francois Ost) oder „Recht auf eigene Zeit“ (Ulrich Mückenberger).

Die „Bremer Gespräche zur Zeitkultur“ sind der öffentlichen Diskussion zum Themenkomplex Zeit gewidmet, sind bürger/innen- und alltagsnah, multidisziplinär und lebhaft. Sie reichern die verschiedenen gesellschaftlichen Gestaltungsbereiche mit einer übergreifenden zeitpolitischen Perspektive an und verzahnen sie untereinander.

Aufgrund ihres übergreifenden Charakters hat Zeitpolitik beste Voraussetzungen, die gesellschaftlichen Entwicklungen

nachhaltiger zu machen. Themen der Zeitpolitischen Gespräche werden u. a. zeitliche Aspekte der Sorge für junge, alte und kranke Menschen, der Arbeitsorganisation, der Mobilität, des Familienlebens, des kulturellen Lebens, des Lebens in Stadt und Region, der Geschlechter- und Generationenbeziehungen sein. Zeitexpert/-innen tragen durch kurze und kundige Beiträge in das jeweilige Thema ein – viel Zeit bleibt dann für das Gespräch.

Träger der Gespräche ist die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik. Sie stützt sich auf die Begleitung und den Rat eines Beirats, der sich aus hochrangigen Repräsentant/-innen verschiedener Lebensbereiche zusammensetzt: dem Schriftführer der Evangelischen Kirche, Pastor Renke Brahms, dem Rektor der Universität, Prof. Wilfried Müller, der Landesfrauenbeauftragten, Ulrike Hauße, sowie der Regionsvorsitzenden des DGB, Annette Düring.

Geplant sind jährlich vier Gesprächsveranstaltungen. Sie werden gefördert vom Rektor der Universität, der DGfZP und der Ev. Kirche in Bremen.

Die Auftaktveranstaltung der Gesprächsreihe findet am 3. November 2011 um 19:30 Uhr im kleinen Saal des Hauses der Wissenschaft, Sandstraße 4/5, 28195 Bremen, statt. Der Zeit- und Gesellschaftsforscher Prof. Hartmut Rosa/Uni Jena stellt seine Deutung der „Beschleunigungsgesellschaft“ zur Diskussion.

*Prof. emer. Ulrich Mückenberger – Vorsitzender der DGfZP
Dr. Nadine Schöneck-Voß – Vorstandsmitglied
der DGfZP, Dipl.-Freizeitwissenschaftler
Björn Gernig, Netzwerk Zeitforschung in der DGfZP*

Ingeborg Bauer-Polo zu ehren



Dieser Tage erreichte mich die unerwartete Botschaft, dass Ingeborg Bauer-Polo verstorben ist. Frau Bauer-Polo war als für Zeitpolitik zuständige Stadträtin von Bozen Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik. Über mehr als 15 Jahre hat sie in Bozen – Frau der ersten Stunde der lokalen Zeitpolitik – Werkstätten, Runde

Tische für Zeitpolitik entwickelt und praktische Gestaltungsprojekte durchgeführt. Das Spektrum der Gestaltungen war weit. Es reichte von der Angleichung der Friseurzeiten (die im Italienischen schön „parrucchieri“ heißen), der Wiederbelebung der von Verödung bedrohten Durchgangsstraße „Claudia Augusta“ und der koordinierten Entzerrung der morgendlichen Öffnungszeit von Schulen und Verwaltungen, um Verkehrsballungen zu vermeiden, bis hin zur umweltverträglichen Umgestaltung der Mobilitätsanbindung des Industriebezirks Bozen-Süd. Die Experimente führte Ingeborg

Bauer-Polo mit Unterstützung des Politecnico di Milano (Prof. Bonfiglioli und Kollegen) und deren neuem zeitpolitischen elektronischen Instrumentarium – chronomaps – durch.

Frau Bauer-Polo war mehr als eine „Projektlerin“ – sie war eine Botschafterin der Zeitpolitik. Da sie vollständig zweisprachig italienisch-deutsch war, besuchte sie uns oft im deutschsprachigen Raum bei Verwaltungen, Bürgerversammlungen und auf Tagungen. Sie beeindruckte und ermutigte durch kühne Projektentwürfe und Ideen – aber immer „geerdet“ durch Erfahrung in der Kleinarbeit der Umsetzung. So konnte sie auch Praktiker für lokale Zeitpolitik gewinnen.

Sicher war Ingeborg Bauer-Polo politisch anders „gepolt“ als ich – sie arbeitete zeitlebens aktiv in der Südtiroler Volkspartei. Sie engagierte sich dabei in Zusammenhängen, die ich immer voll verstand: für Bildung (sie war vor dem Einstieg in die Politik 14 Jahre lang Direktorin einer Mittelschule in Bozen gewesen!), Kultur, Alzheimer-Kranke. Irgendwie passt zu ihr, dass sie mit einer Dissertation „Sprachliche Monographie der Fersentaler deutschen Gemeinden im Trentino“ promoviert wurde. Das Fersental heißt auf zimbrisch Bersntol, auf italienisch Val Fersina oder Val dei Mocheni (darin steckt das

Süddeutsche „mochn“, also „die was tun“), es ist eine der deutschen Sprachinseln der Zimbern in Oberitalien. Dafür hatte sie etwas übrig...

Wer ihre Denk- und Sprechweise nachvollziehen oder wieder vergegenwärtigen möchte, möge Ingeborg Bauer-Polos Rede über „Zeiten der Stadt“, die sie auf einem Symposium in Hamburg im November 2000 hielt, aufschlagen. Sie schildert dort den Werdegang der Zeitpolitiken in Italien bis zu dem bahnbrechenden Gesetz vom 8. März 2000 zur Vereinbarkeit von beruflichen, sozialen und städtischen Zeiten. Ihr Beitrag endet mit den Worten: „Heute stehen wir in Italien am Beginn einer neuen Phase der Zeitpolitik. Wir möchten den eingeschlagenen Weg mit anderen weitergehen.“¹

Ingeborg Bauer-Polo ist am 8. Juni 2011 siebzigjährig den Folgen eines Krebsleidens erlegen.

Ulrich Mückenberger

1 Ingeborg Bauer-Polo, „Tempi della città“ In: U. Mückenberger (Hg.), Bessere Zeiten für die Stadt. Chancen kommunaler Zeitpolitik, Op-laden: Leske + Budrich 2001, S. 45-49. Die praktische Wendung findet sich in demselben Band S. 160-64 in dem mit Alda Picone verfassten Beitrag „Die Stadt Bozen – ein partizipatives Gemeinwesen“.



Lust auf Zeitforschung...?

Das Netzwerk Zeitforschung der DGfZP

Der Impuls für eine Plattform zum Austausch von Ideen, zur Diskussion von Forschungsvorhaben und zur interdisziplinären Zusammenarbeit entstand auf der Jahrestagung 2010 in Berlin. Denn in der DGfZP versammeln sich unter anderem Forscherinnen und Forscher unterschiedlicher Fächer, die sich über das Thema Zeit und die Sensibilität für zeitpolitischen Handlungsbedarf miteinander verbunden fühlen. Junge Zeitforscherinnen und Zeitforscher aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen trafen sich im Anschluss an die Vorträge, um sich und ihre Interessen, Projekte und Forschungsarbeiten vorzustellen. Schnell war klar, dass Bedarf an Kooperation besteht und der Entschluss gefasst, ein Forum zur Zeitforschung zu schaffen – der Grundstein für ein Netzwerk war gelegt.

Das Netzwerk Zeitforschung will Ihnen die Gelegenheit bieten, Kontakte zu knüpfen, sich gegenseitig Hilfestellung zu leisten und miteinander zu forschen. Ziel des Netzwerks ist, gemeinsam den individuellen und kollektiven Umgang mit Zeit zu untersuchen und so Möglichkeiten zu finden, den Zeitwohlstand nachhaltig zu fördern. Das Netzwerk ist noch im Aufbau und freut sich über weitere passive und aktive Interessierte. Wenn Sie sich angesprochen fühlen, in unseren E-Mail-Verteiler möchten, sich einbringen wollen oder erst mal nur eine konkrete Frage haben, schreiben Sie bitte an Zeitforschung.DGfZP@gmail.com.

Vanita Matta, Nils Weichert, Michael Görtler

Who Is Who? Mitglieder der DGfZP stellen sich vor

Das Zeitpolitische Magazin möchte dazu beitragen, die persönliche Vernetzung und die inhaltliche Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedern der DGfZP zu stärken. An dieser Stelle bieten wir daher die Gelegenheit für Personen und Institutionen, die Mitglied in der DGfZP sind, sich in Form von Kurzportraits den Leserinnen und Lesern vorzustellen. In dieser Ausgabe stellen sich zwei Ansprechpartner des neu gegründeten Netzwerks „Zeitforschung“ vor.



Vanita Matta

Ein echtes Interesse für meine gesellschaftlichen Lebenszusammenhänge erwachte in mir in der freien Zeit zwischen Abitur und Studium, in der ich unter anderem begann, die Zeitung nicht zu verstehen. Die Philosophie an der Uni war bereichernd,

aber half mir in diesem Punkt nur wenig und so studierte ich Sozialwissenschaften. „Zeitisiert“ hat mich dann das zufällige Zusammenfallen der Suche nach einem momentanen Lebens- thema und einem Thema für eine Dissertation. Was will ich mit meiner Zeit machen? Was möchten die anderen Menschen mit ihrer Zeit machen? Wollen sie das tun, was sie tun? Mir wurde klar, dass viele der Themen, die mich bewegten, unter der Zeit-Lupe betrachtet, eng zusammengehörten. Dass zum Beispiel mein konfliktives Verhältnis zum „Wohlfahrtsstaat“ daraus resultierte, dass die Grenze zwischen ermöglichenden Regeln und unnötigen Zwängen sehr schwer zu ziehen ist. Ich entdeckte die Arbeitszeit als das verbindende Element vieler meiner Interessen. Und die Mischkalküle der Menschen, die aus ihren Sehnsüchten, ihren Lebensentwürfen, ihren Beziehungen, aber auch aus den Notwendigkeiten, aus Resignation, Anpassung und eben den Spielregeln, die wir uns selbst schaffen, ein Sich-Verhalten kreieren. Und so forsche ich jetzt zu den Stichworten „Überbeschäftigung“ und „Teilzeitarbeit“ und versuche, den „Zeitwohlstand“ als Rahmenkonzept zu nutzen. Ein Ziel, das ich damit verfolge, ist, die Überbeschäftigung – vergleichbar mit der Arbeitslosigkeit – als einen Standard-indikator für den Arbeitsmarkt zu verbreiten. Wie ich mich konkret zeitpolitisch engagieren werde, muss ich noch herausfinden. Zunächst motiviert und inspiriert mich die Gesellschaft anderer zeitbewusster Menschen zu neuen Gedanken, vertiefter Forschung und zu Gesprächen mit Freunden.

Vanita Matta

matta@soziologie.uzh.ch



Michael Görtler

Seit meinem ersten Kontakt mit dem Thema Zeit hat es mich nicht mehr losgelassen; der individuelle und kollektive Umgang mit Zeit und das Phänomen der Beschleunigung von Lebenswelt, Gesellschaft und Politik beschäftigen mich nun seit mehreren

Jahren als Zeitforscher. Das Diktat der Zeit bestimmt mehr und mehr das Alltagstempo und verlangt nach einer Gleichzeitigkeit im Handeln, die sich mit Ruhe, Gelassenheit und Sorgfalt kaum vereinbaren lässt – um den Zeitwohlstand ist es längst nicht überall gut bestellt. Lebens- und Zeitmanagement, insbesondere Zeitkompetenz, werden in Konsequenz immer wichtiger, um im Alltag die Zeitsouveränität nicht zu verlieren. Die Gesellschaft für Zeitpolitik bringt diese Situation auf einen Nenner und stellt die Frage nach dem Umgang mit Zeit in den Mittelpunkt. Zeitpolitik ist aus meiner Sicht ein wertvoller Ansatz, weil er das Ziel verfolgt, unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen unter einem gemeinsamen Dach zu vereinen. Als Politikdidaktiker und als Praktiker der politischen Jugend- und Erwachsenenbildung nehme ich eine sozial- und erziehungswissenschaftliche Perspektive ein, denn Zeit betrifft nicht nur die Lebenswelt, die Gesellschaft und die Politik, sondern auch die Bildung: Zeit fällt in den Aufgabenbereich der politischen Bildung, weil Zeitsouveränität und Zeitkompetenz als Voraussetzungen für Zeitwohlstand auch politische Angelegenheiten sind. Sie gehen Hand in Hand und ohne allgemein verbindliche zeitpolitische Maßnahmen wird der Umgang mit Zeit mehr fremd- als selbstbestimmt bleiben. Aus diesem Grund liegt mein zeitpolitisches Interesse in der Auseinandersetzung mit der zeitlichen Dimension von Politik und politischer Bildung in didaktischer und auch in methodischer Hinsicht, denn den Umgang mit Zeit kann man lernen – in Lebenswelt, Gesellschaft und auch in der Politik.

Michael Goertler

michaelgoertler@googlemail.com

Neue Literatur

Neue Veröffentlichungen von Mitgliedern

Bitte senden Sie Informationen über Ihre Veröffentlichungen an helga.zeiher@gmail.com



Nils Weichert

Zeitpolitik.

Legitimation und Reichweite eines neuen Politikfeldes

2010

Baden-Baden: Nomos-Verlag

Schriftenreihe „Zeitforschung“

242 Seiten

Rezension: Es wurde ja auch Zeit – endlich eine Monographie zum Thema Zeitpolitik. Also keine weitere Abhandlung über ein separates zeitpolitisches Feld, sondern der Versuch, einen Überblick zu gewinnen, das heißt einer Bestandsaufnahme theoretischer und praktischer Ansätze sowie der Entwicklung weiterführender Perspektiven.

Um es vorwegzunehmen: Weicherts frohe Botschaft an die Freunde der Zeitpolitik lautet, dass entgegen der in den vergangenen Jahren oft zitierten Behauptung, Zeitpolitik habe dem alltäglichen Wahnsinn immer weiterer Beschleunigung, Ökonomisierung und Vergleichzeitigung der Gesellschaft nicht wirklich etwas entgegen zu setzen, sie doch viel positives Potential in sich birgt. Er zeigt, wie viele innovative zeitpolitische Konzepte in dieser jungen Disziplin doch immerhin schon entwickelt wurden und dass sie schon einiges bewirkt haben. Natürlich freut es den Rezensenten des Zeitpolitischen Magazins, dass sich darunter einiges findet, das von der DGfZP bzw. einigen ihrer Mitglieder angeregt und bewegt worden ist.

Legitimation und Reichweite eines Politikfeldes – so lautet der Untersuchungsgegenstand des Buches, das zugleich eine neue Reihe „Zeitforschung“ des Nomos-Verlages eröffnet. Wie also geht man dabei vor? Nun, man zeigt erst einmal, was auf diesem Feld bisher schon so alles geleistet wurde. Die Arbeit beginnt damit, Pflöcke einzuschlagen, um das Feld der Zeitpolitik abzustechen. Bereits die Auswahl der dazugehörigen, also als

zeitpolitisch zu bezeichnenden Literatur setzt eine relativ genaue Vorstellung über dessen Weite und Beschaffenheit voraus. Implizit geschieht damit eine Kanonisierung der zeitpolitischen Literatur. Allein dies ist äußerst verdienstvoll, wenngleich Weichert damit natürlich nicht auf der Grünen Wiese anfängt. Der Autor erledigt diese Aufgabe unter anderem durch die Darstellung der aus seiner Sicht relevanten Bauelemente des zeitpolitischen Diskurses des zurückliegenden Vierteljahrhunderts. Zuvor werden im historischen Schnelldurchlauf von der Vormoderne zur Postmoderne die Entwicklung gesellschaftlicher Zeitstrukturen und die sich daraus ergebenden Zeitprobleme vorgeführt, um im Anschluss daran zu fragen, wo wir heute stehen, also welches die zentralen zeitpolitischen Themen- bzw. Aktionsfelder sind. Dies führt zu den Begriffen Beschleunigung, Ökonomisierung und Vergleichzeitigung.

Bis hierher bietet das Buch nebenbei eine gute, problemorientierte und anspruchsvolle Einführung in den herrschenden sozialwissenschaftlichen Zeitdiskurs. Dabei erfahren wir so nebenbei, dass der Begriff Eigenzeit nicht etwa von der 68er-Bewegung und auch nicht von Helga Nowotny stammt, die Anfang der 1980er Jahre eine gleichlautende Monographie vorgelegt hat, sondern von keinem Geringeren als Albert Einstein – und dass somit einer der zentralen Begriffe des gegenwärtigen Diskurses immerhin ein Derivat der Relativitätstheorie ist. Na bitte.

Verhältnismäßig neu sind dagegen etwa Begriffe wie Zeitgerechtigkeit, Recht auf eigene Zeit oder Zeitwohlstand. Nur für Eingeweihte nicht ganz überraschend stellt Weichert eine Verbindung zwischen der Entwicklung des europäischen Nationalstaats und der Entwicklung der modernen Zeitordnung her. Weiterhin machen „Chronotope“ und „Chronomaps“ oder Konzepte wie „heterochrone Ermöglichungspolitik“ oder „transversale Subpolitik“ neugierig. Angenehm fällt auf, dass neben den gängigen *zeit-soziologischen* Denkfiguren und Paradigmen immer wieder *politikwissenschaftliche* Ansätze ins Spiel gebracht werden, welche die Debatte präzisieren sowie auf neue Fragestellungen lenken.

Nach Weichert geht Zeitpolitik, das wird an der Wahl der zentralen Begriffe und Problematisierungen schnell deutlich, in die Richtung zeitlicher Vielfalt, also der Wiederaneignung der durch die Ökonomisierung und Beschleunigung verloren gegangenen „Artenvielfalt“ existierender Zeiten, symbolisiert in der homogenen Uhrzeit. So stellt sich denn auch die Frage, was politisches Handeln bewirken kann, um der Ur-Zeit der Zeiten mit ihrer zeitlichen Diversität wieder ein Stück näher zu kommen. Zeitliche Vielfalt tut sowohl den Menschen gut (thematisiert als Problem der sozialen Zeiten), als auch der Umwelt (thematisiert als Ökologie der Zeit) sowie dem Verhältnis beider. In dieser Stoßrichtung liegt freilich eine normative Grundentscheidung, die der Autor zwar nicht

verhehlt, aber vielleicht nicht genügend problematisiert – selbst wenn man ihm am Ende Recht gegen möchte.

Weichert macht drei so genannte „zeitpolitische Kristallisationspunkte“ aus, also Felder, auf denen zeitpolitische Auseinandersetzungen heute im wesentlichen stattfinden: Lokale, Ökologische und Soziale Zeitpolitik – bei letzterer geht es um die zeitliche Beschaffenheit der alltäglichen Lebensführung. Die Debatten auf diesen Problemfeldern werden nach seiner Beobachtung permanent angeregt von allgemeinen Leitvorstellungen über bessere Zeiten, das sind die Themen „Chronodiversität“, „Zeitwohlstand“ und „Recht auf eigene Zeit“. Diese werden im Anschluss daran auf vier praktische politische Zeitgestaltungsfelder heruntergebrochen, nämlich Stadtzeiten, Familienzeiten, Arbeitszeiten und Bildungszeiten. Alles Begriffe, die man schon häufiger gehört hat – verdientvoll ist hier, wie gesagt, vor allem die gut nachvollziehbare Systematisierung der verschiedenen Ebenen und Begriffe, mit der der Autor ein gutes Stück Ordnung in den bunten Baukasten zeitpolitischer Analysedimensionen, normativer An-

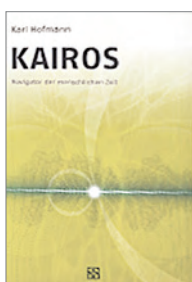
sätze und Gestaltungselemente bringt. Zu dem, was man kritisch anmerken könnte, gehört die etwas apodiktische Darstellung bzw. manchmal zu wenig selbstreflexive Entfaltung des eigenen Konzepts von Zeitpolitik. Hier darf man freilich unterschiedlicher Meinung sein. Weichert propagiert zwar einen überaus sympathischen Begriff von Zeitpolitik, der sich an Prinzipien wie Vielfalt, Partizipation, Humanität, Selbstbestimmung und so weiter orientiert. Nicht auf der Seite der Guten stehen demgegenüber jene Mächte, die uns die übermäßige Beschleunigung oder Vergleichzeitigung eingebrockt haben, die zu zeitlichen Ungerechtigkeiten führen und die uns jeden Tag neu in die Situation des slipping slope, unserer Existenz auf einer schiefen Ebene, bringen. Dass aber auch Wirtschaftsunternehmen, Post und Eisenbahngesellschaften, Ingenieure, Stadtplaner und Broker zum Teil seit Jahrhunderten die Zeitordnung unserer Gesellschaft bzw. einzelne Zeitstrukturen gestaltet und damit Zeitpolitik gemacht haben – freilich mit einem anderen Bewusstsein – bleibt bei einem solchen, mit Wertvorstellungen aufgeladenen Begriff von Zeitpolitik weit-

hin unterbelichtet. So könnte man Zeitpolitik ja auch erst einmal nur als das Handeln all derjenigen Akteure im öffentlichen Raum verstehen, das sich (mehr oder weniger) intentional auf die Gestaltung von Zeitstrukturen und Zeitordnungen richtet. Darüber hinaus fragt sich, ob ein *gesamtgesellschaftlicher* Gestaltungsanspruch von Zeit, wie ihn der Autor postuliert, heute – legitimer Weise – tatsächlich noch gestellt werden kann und darf. Auch ist noch längst nicht ausgemacht, ob sich die institutionellen Rahmenbedingungen bzw. die Institutionen, die Zeitpolitik heute faktisch machen, zugunsten von erheblich mehr Bürgerbeteiligung und größerem Einfluss der dezentralen Einheiten auflösen sollten (S. 208ff.).

Solche kritischen Anfragen zeigen nur, wie wichtig die Arbeit von Weichert zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist – und welche Arbeit der theoretisch-konzeptionellen Vertiefung und Zuspitzung – ganz allgemein: welche Kontroversen und mögliche Irrwege – den Freunden der Zeitpolitik noch bevorstehen.

Endlich mal wieder keine weitere Bettelkür, unbedingt lesen!

Jürgen Rinderspacher



Karl Hofmann

Kairos

Navigator der menschlichen Zeit

2010

Augsburg: Hernoul-le-Fin-Verlag

379 Seiten

Jeder Zeitpunkt ist für uns Menschen ein bedeutungsvoller Moment, ein Kairos. Er ist Navigator meiner und unserer schöpferischen Dynamik. Wer seinen Kairos erkennt, lernt seine Lebenszeit, die Wege der anderen, unsere Geschichte neu verstehen und sich an seinem Optimum ausrichten.

Karl Hofmann, der Gründer und Leiter des Institut für Kairo-

logie, begründet erstmals konkret, wie das Navigationssystem funktioniert, das jedem Kairos zugrunde liegt, wie der Kairos Generationen, Kulturen und vor allem die geschichtliche Gegenwart und Zukunft in Freiheit steuert, wie der Kairos in unserer biografischen Entwicklung schöpferisch präsent ist.

(Verlagstext)

Beiträge von DGfZP-Mitgliedern in Sammelbänden und Zeitschriften

Geißler, Karlheinz (Interview mit):

Warum Merkel viel mehr Zeit verschwenden sollte.

In: Welt online, 13.5.2011,

www.welt.de/politik/deutschland/article13369688/Warum-Merkel-viel-mehr-Zeit-verschwenden-sollte.html

Henckel, Dietrich (2011):

Öffentlicher Zeitraum.

In: Flecken, Ursula/Calbet i Elias, Laura (Hrsg.):

Der öffentliche Raum – Sichten, Reflexionen, Beispiele, Berlin, S. 85-94.

Henckel, Dietrich u. a. (2011):

Sichtbarkeitsregime: Unsichtbares sichtbar machen – Sichtbares unsichtbar machen.

In: Die unsichtbare Stadt, <http://unsichtbarestadt.isr.tu-berlin.de/grundlagen.html>

Herzog-Stein, Alexander /Seifert, Hartmut (2010):

Der Arbeitsmarkt in der Großen Rezession– Bewährte Strategien in neuen Formen.

in: WSI-Mitteilungen 1172010, S. 551-559.

Heuwinkel, Ludwig (2010):

Zeitstrukturen, Zeitfolgen, Zeithandeln. Ein Literaturbericht.

In: Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau, 33. Jg., Heft 60, S. 5 - 24.

Hölker, F. / Moss, T. / Henckel, D. (2010):

The Dark Side of Light: A Transdisciplinary Research Agenda for Light Pollution Policy.

In: Ecology and Society Vol. 15, No. 4, Art. 13 (online)

Jurczyk, Karin / Thiessen, Barbara (2011):

Familie und soziale Dienste.

In: Evers, Adalbert / Heinze, Rolf G. / Olk, Thomas (Hrsg.):

Handbuch Soziale Dienste. Wiesbaden: VS Verlag, S. 333-352.

Jurczyk, Karin (2010):

Neue Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse.

Sozialpolitische Dimensionen als Leerstelle?

In: Böllert, Karin / Oelkers, Nina (Hrsg.): Frauenpolitik in Familienhand?

Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation. VS Verlag, Wiesbaden

www.zeitpolitik.de

Die Webseite der DGfZP

Schauen Sie doch mal herein!

Sie finden dort unter anderem:

die **Termine der nächsten Veranstaltungen**,
Informationen über die **bisherigen Jahrestagungen**,
alle **Ausgaben des Zeitpolitischen Magazins**,
Texte zur Zeitpolitik zum Download,
eine Liste der zeitpolitisch relevanten
Veröffentlichungen der Mitglieder
und das **Zeitpolitische Prisma**.

Empfehlenswerte Neuerscheinungen anderer Autoren

Ulrich Schnabel

Muße. Vom Glück des Nichtstuns

München: Karl Blessing Verlag 2010, 288 Seiten

Rezension: Für den Wissenschaftsjournalisten Ulrich Schnabel, Redakteur der Wochenzeitung *DIE ZEIT*, ist Muße zu einer bedrohten Ressource geworden, denn Muße und Nichtstun seien wichtige Voraussetzungen für Ideenreichtum und Kreativität. Und angesichts der gegenwärtigen Reizüberflutung und des wachsenden Eindrucks ständiger Überforderung sei ein Kurswechsel Richtung Muße erforderlich. Schnabel bezeichnet sein Buch als „so etwas wie ein Diätatgeber für den Geist“ (S. 21); es soll helfen, den Blick auf das Wesentliche zu richten und die Kunst dessen zu pflegen, was früher Muße genannt wurde.

Unter Muße versteht der Autor jene Stunden, in denen wir das Gefühl haben, „Herr über unsere eigene Zeit zu sein, in denen wir einmal nicht dem Geld, der Karriere oder dem Erfolg hinterherhinken, sondern in denen wir zu uns selbst und unserer eigentlichen Bestimmung kommen.“ (S. 21) Mußezeiten könnten zum Beispiel bei inspirierenden Gesprächen, selbstvergessenen Spielen, beim Wandern oder Musizieren und bei einer selbstbestimmten Arbeit erlebt werden. Sie lägen außerhalb der modernen Verwertungslogik.

Nach diesen einleitenden Überlegungen wendet sich der Verfasser dem Paradox

zu, dass wir trotz zunehmender Techniken zum Zeitsparen immer häufiger Zeitnot und Zeitstress erleben. Der Beitrag der neuen Medien zu der allgegenwärtigen gesellschaftlichen Beschleunigung wird im zweiten Kapitel analysiert. Das Abkoppeln von den neuen Medien sei keine Lösung, die Kunst liege – so die sicherlich nicht ganz neue Empfehlung – im souveränen Umgang mit Internet, E-Mail und Handy.

Im dritten Kapitel wird der schon in der Einleitung betonte positive Wert der Muße anhand des Schlafens, Tagträumens und Meditierens beschrieben. In der anschließenden Galerie der Müßiggänger werden u. a. eine ruheliebende Olympiasiegerin, ein fauler Exzentriker, ein freiheitsliebender Unternehmer und eine Achtsamkeitstrainerin porträtiert.

Inseln der Muße und Wege der Veränderung stellt der *ZEIT*-Redakteur in den beiden letzten Kapiteln vor. Auch wenn er darauf hinweist, dass jeder sein eigenes Mußekonzept entwerfen müsse, so schlägt er doch drei allgemeingültige Schritte zur Muße vor: 1. Innere und äußere Widerstände wahrnehmen, 2. Lernen, Nein zu sagen und 3. sich über den Kompass des eigenen Lebens klar zu werden. Günstige Voraussetzungen für Muße seien vor allem gute Freunde.

Diese Empfehlung begründet Schnabel mit ausführlichen Hinweisen auf aktuelle gesellschaftswissenschaftliche Forschungsergebnisse. Und hier liegt auch das Verdienst des lesenswerten Buches: Der Wissenschaftsjournalist bezieht durchgängig bei seiner Beschreibung und Kritik der Beschleunigungsgesellschaft und bei seinen Empfehlungen für mehr Muße neueste wissenschaftliche Erkenntnisse in seine Ausführungen mit ein. Hierdurch erschließen sich auch Zeitexperten noch neue Einsichten.

Einschränkend muss darauf verwiesen werden, dass Ulrich Schnabel in erster Linie individuelle Problemlagen und Lösungsvorschläge darstellt, während (zeit-)politische und wirtschaftliche Überlegungen von ihm nur knapp berücksichtigt werden. Bedauerlich ist dieses auch deshalb, weil für den Autor die gegenwärtige globale Finanz- und Wirtschaftskrise „im Grunde nichts anderes als ein ‚Beschleunigungsunfall‘“ (S. 18) ist, und der Leser daher gern Näheres über die ökonomischen Ursachen der gesellschaftlichen Beschleunigung und deren Beitrag zur Verhinderung von mehr Mußezeiten erfahren hätte.

Ludwig Heuwinkel

Byung-Chul Han

Müdigkeitsgesellschaft

2010

Berlin: Matthes & Seitz, 68 Seiten

Rezension: Die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts ist eine Aktivitäts- bzw. Leistungsgesellschaft und zentrales Kennzeichen dieser, so die These des Autors, ist ihr Übermaß an Positivität, in Form von Überproduktion, Überleistung und Überkommunikation. Zu ihren

Schlüsselbegriffen gehörten: Projekt, Initiative und Motivation. Die Individuen dieser sich in Entwicklung befindenden Gesellschaft seien Leistungssubjekte als Unternehmer ihrer Selbst mit ihrem „entgrenzten Können“ und immer und überall tönendem „Yes we

can“. Sie seien schnell, produktiv und effizient, weil sie sich selbst ausbeuten, bis sie nicht mehr können und müde werden. Diese Ruhelosen und ständig Tätigen seien diejenigen, die am meisten gesellschaftliche Geltung erheischten. Multitasking, das zu können die digita-

len Informations- und Kommunikationsmedien verlangen, und das die spätmoderne Zeitsparteknik sei, stellt für Byung-Chul Han keinen zivilisatorischen Fortschritt dar, es erzeuge vielmehr eine flache, zerstreute Hyperaufmerksamkeit. Tiefe und kontemplative Aufmerksamkeit, der die Menschheit große kulturelle Leistungen zu verdanken habe, blieben auf der Strecke.

Es ist das Jahrhundert, das der Autor als „neuronales“ Zeitalter im Gegensatz zum „bakteriellen“ bzw. „viralen“ Zeitalter früherer Gesellschaften abgrenzt. Nicht Bakterien oder Viren, die von außen in den Körper des Menschen eindringen, bedrohen seine Abwehrkräfte, sondern der Feind lauert im Inneren des Selbst, weil sich Subjekte selbst ausbeuteten und sich selbst überforderten. Folgen seien Erschöpfung, Ermüdung

und Erstickung durch dieses Zuviel an Positivität, das unsichtbar, nicht wahrnehmbar daherkomme und dieses erschöpfte Ich unfähig mache, etwas zu tun. Das neuronale Zeitalter sei durch psychische Erkrankungen, wie Depressionen, ADHS und Burnoutsyndrom geprägt.

An dieser Stelle setzt Byung-Chul Han an Alain Ehrenbergs „Das erschöpfte Selbst“ an. Ehrenberg sehe Depressionen nur als eine pathologische Form des Scheiterns des Menschen, er selbst zu werden, an. Aber auch Bindungsarmut, die zunehmende Fragmentierung wie Atomisierung des Sozialen führten neben Leistungsdruck in die Depression, so der Autor.

Byung-Chul Han denkt im Rahmen seines philosophischen Essays über Lösungen nach: „Müdigkeitsgesellschaften“,

diametral zur erschöpfenden und selbstzerstörenden „Aktivitätsgesellschaft“, könnten zukünftige Gesellschaften sein, in denen Individuen zur Gelassenheit und zum „Nichts-Tun“ inspiriert werden. Zwischenzeiten des Nichts-Tuns könnten von jeglichem Müssen oder Sollen befreien und zur „tiefen Aufmerksamkeit“ als „tiefe Langeweile“ einladen.

Diese kleine, gut lesbare Schrift bietet viel mehr zum Thema Zeit in der spätmodernen Gesellschaft, als es auf dem ersten Blick erscheint, jedoch benötigt hierfür der Leser vor allem eines: ausreichend Zeit zum ungestörten Nachdenken. Für die Entwicklung konkreter zeitpolitischer Lösungen ist es allerdings nötig, über Byung-Chul Hans philosophische Anregungen hinauszudenken.

Elke Großer

Barbara Gronau und Alice Lagaay (Hrsg.)

Ökonomien der Zurückhaltung

Kulturelles Handeln zwischen Askese und Restriktion

2010

Bielefeld: Transcript Verlag, 381 Seiten

Rezension: Alle, auch die engagiertesten Versuche, die Menschen und ihre Arbeitskraft auf Daueraktivität hin zu programmieren, sind bisher gescheitert. Das wird sich aller Voraussicht nach auch in Zukunft nicht ändern. Ein inzwischen annähernd 100 Jahre zurückliegendes Realexperiment beweist eindrucksvoll, warum das so ist. 1914, der erste Weltkrieg hatte soeben begonnen, verabschiedete der englische Industriellenverband ein umfangreiches Maßnahmenbündel zur Ankurbelung der Kriegsproduktion. Kernstück dabei war die Abschaffung der wöchentlich wiederkehrenden arbeitsfreien Sonntagspause. Zum Erstaunen derer, die dies für eine gute Idee gehalten hatten, führte speziell diese Maßnahme nicht zum erwarteten Erfolg. Das Gegenteil des Erhofften trat ein. Die „Schnellent-sorgung“ des Sonntags führte zu einem

eklatanten Rückgang der Produktion. Damit nicht genug. Auch die Anzahl der Störungen im Betriebsablauf nahm zu und die Leistungsmotivation der Arbeitnehmer sank deutlich. Kein Wunder, dass man sich entschloss, das Experiment umgehend abubrechen. Der arbeitsfreie Sonntag wurde wieder eingeführt und damit auch der gewohnte traditionelle Rhythmus des Wechsels von Arbeit und Ruhe.

Die Lehre aus dem frühen Realexperiment ist mehr als deutlich: Die Arbeitsleistung ist nicht nur davon abhängig, wie lange gearbeitet wird, sondern auch davon, wie lange nicht gearbeitet wird. Darüber hinaus wird sie von der Sachlage beeinflusst, ob der Arbeitsprozess in einen Rhythmus von Aktivität und Passivität, von Tun und Lassen eingebettet ist, oder ob er die Arbeitskräfte zu entrhythmisierter, pausenloser Ver-

ausgabung ihrer Arbeitskraft zwingt. Besonders letztere Erkenntnis verdient in Zeiten intensiver Zeitverdichtung verstärkte Aufmerksamkeit.

Für Christen klingt das alles nicht neu. Wie aus der Bibel zu erfahren ist, schuf Gott – auch in England war das 1914 bekannt – die Welt in sechs Tagen, um dann am siebten zu ruhen. Er tat das nicht aus Gründen der Erschöpfung, sondern aus Gründen der Schöpfung. Am siebten Tag hat Gott sich nämlich einen Tag Zeit genommen, um den Rhythmus von Aktivität und Passivität, von Tun und Lassen, Anfangen und Beenden zu erschaffen. Mit diesem Schöpfungsakt erst vollendete er sein Werk. Gott hat seine Arbeit nach sechs Tagen nicht durch einen Tastendruck beendet, er hat sein „Schöpfungs-Programm“ auch nicht heruntergefahren und nicht weggeklickt, sondern durch eine

demonstrative Handlung aktiver Zurückhaltung vollendet. Der werktätige „Gott“ hat seine Aktivitäten abgebremst. Er hat eine Pause gemacht, um mit kritischem Blick auf das zu schauen, was bei seinem Tun herausgekommen ist. Hätte er auf diesen siebten Tag, auf diesen „Nicht-Werktag“ verzichtet, hätte er sich nicht sicher sein können, dass, was er auf den Weg gebracht hat, ihm auch gelungen war.

Dass das schöpferische Dasein Pausen, Unterbrechungen, Zwischenzeiten und Zeiten des Innehaltens braucht, das lehrt uns das alte Testament. Das lehren uns aber ebenso auch die vielen kleinen und die großen Desaster und Fehlschläge, die unsere auf Pausenlosigkeit hin zielende Alltagshektik wie eine Schleppe hinter sich herzieht. Ohne Pause, ohne Innehalten kommen wir nie an den Punkt, an dem wir sagen können: „Und siehe, es ist gut.“ Das alles ist schon Grund genug, bei der Unesco den Antrag zu stellen, der Pause möglichst bald den Ehrentitel eines schützenswerten Weltkulturerbes zu verleihen.

Pausen, und wir kennen keine ernsthaften wissenschaftlichen Untersuchungen die dieser Einschätzung widersprechen, sind, um im Politikerjargon zu sprechen, „systemrelevant“. Dringlicher als die Banken verdienten die heute unter massiven Rationalisierungsdruck geratenen Phasen des Innehaltens einen staatlichen Schutzschirm. Gewährt aber wird ihnen dieser nicht. Möglicherweise war das auch der entscheidende Anstoß für einen Mitarbeiter der Telekom am 21. April 2009 – „aus Versehen“, wie zu lesen war – zur Selbsthilfe zu schreiten, um 29 Millionen Telefon-Kunden eine fünfständige Mobilfunkpause zu gewähren. Doch anstatt die unerwartete Unterbrechung der Dauertelefoniererei zu genießen – und nichts beweist die Hartnäckigkeit und die Verbreitung des „Feindbildes“ Pause mehr als diese Reaktion – wurde das Unternehmen mit abertausenden Beschimpfungs- und Beschwerde-Mails, eingeschlossen mehrere Androhungen von Schadens-

ersatzklagen, eingedeckt. Nur wenige Kunden der Telekom waren in der Lage, dem überraschenden Zeitgeschenk etwas Positives und Befreiendes abzugewinnen zu können.

All das sind Gedankensplitter, die dem Rezensenten durch den Kopf gegangen sind, als er in einem Prospekt des engagierten Bielefelder Transcript Verlags auf eine Neuerscheinung mit dem verheißungsvollen Titel: „Ökonomien der Zurückhaltung“ stieß. Der einschränkende Untertitel: „Kulturelles Handeln zwischen Askese und Restriktion“ macht klar, es geht in dieser Schrift nicht um die Welt der Wirtschaft, es geht um die Sphäre Kultur.

Laut Auskunft der beiden Herausgeberinnen Brigitte Gronau und Alice Lagaay sind es in erster Linie die kulturellen, ästhetischen und politischen Formen der Zurückhaltung, die im Zentrum der Betrachtung stehen. Die zum Teil renommierten Autoren und Autorinnen – u. a. Giorgio Agamben, Sibylle Krämer, Bazon Brock, Joseph Vogl, Ulrike Draesner – eint ihre mehr oder weniger direkte Kritik an der Tempobolzerei eines Lebensstils, die sowohl zum Unbehagen in der Kultur als auch zum Behagen in der Unkultur führt. Nicht weniger kritisch sehen sie in diesem Kontext auch die Ideologie des Wachstums, die sich, von den Imperativen der kapitalistischen Wirtschaft ausgehend, wie ein Tumor in die Zeitwelten der Politik, des Sozialen und der Kultur frisst und die dort lebensnotwendigen wohltemperierten Zeitformen zerstört. Ist das „Lassen“ die ungeliebte Stiefschwester des „Tuns“, dann ist es eindeutig das „Aschenputtel“, dem die Sympathien der Autoren und Autorinnen gelten. Mit Blick auf die kulturell-ästhetische Lebenswelt legen sie dar, was die kleine Schwester „Zurückhaltung“ so alles zu leisten fähig ist, wo ihre Stärken liegen und welche Produktivkräfte in ihr stecken. Hin und wieder hat man den Eindruck, es handle sich dabei auch um einen Akt der Wiedergutmachung. In den Hochgeschwindigkeitsarealen der

Betriebswirtschaft haben die abgebremsten Zeitformen den schlechten Ruf, als Wachstums- und Beschleunigungsbremsen zu fungieren. In den Welten der Zeitverdichtung und des Sofortismus müssen sie mit dem Makel der „Zeitverschwendung“ leben. Anders hingegen in den Landschaften des Kulturellen und des Ästhetischen, die nur durch widerständiges Beharren, sich nicht hetzen zu lassen, zur Blüte gelangen. Dort entfalten die im Zeit-ist-Geld Dunstkreis gering geschätzten Zeitqualitäten der Zurückhaltung ihre kreativen, schöpferischen und zivilisierenden Potenzen. Herder bereits hatte das so gesehen und darauf hingewiesen, dass die beste Kultur eines Volkes nicht schnell ist.

Damit jedoch keine Missverständnisse aufkommen: Die hier zur Debatte stehende Sammelschrift über die „Ökonomien der Zurückhaltung“ ist weit entfernt davon, sich den derzeit in Mode gekommenen „Entschleunigungsinitiativen“ als eine Art Manifest anzubieten. Der Gefahr, in dieser Richtung missverstanden zu werden, entkommen die Autoren und Autorinnen, indem sie den Begriff „Entschleunigung“ vermeiden. Wohl auch aus durchaus nachvollziehbaren ästhetischen Gründen. Besser als für zeitkulturelle Überlegungen passen die Hoffnungen, die mit der „Entschleunigung“ üblicherweise verbunden werden, auf die Beipackzettel jener Mittelchen, die einem der Apotheker zur Regulierung der Verdauung verkauft. „Verzögerung“ ist allemal ein besserer und zutreffenderer Begriff als „Entschleunigung“. Zeit- und kulturpolitisch betrachtet, geht es nämlich nicht um eine umfassende, eine generelle Verlangsamung des Daseins, sondern nur dort um die Reduktion des Tempos, wo diese eine höhere Lebensqualität verspricht. „Enthetzt Euch“ ist dafür die den Sachverhalt genauer treffendere Parole. Im Gegensatz zur „Entschleunigung“ zielt das „Enthetzen“ nur auf den Abbau überflüssiger Geschwindigkeiten.

In den Beiträgen des Buches wird dies u. a. an den zeitrelevanten Phänomenen der „Leere,“ der „Askese,“ der „Verzögerung,“ des „Nichts-Tuns,“ der „Untätigkeit“ erörtert. Die Produktivität solch zurückhaltender, gedrosselter Formen des Zeithandelns im Rahmen der kulturellen Lebenswelt erschließt sich nicht zuletzt aus dem Sachverhalt, dass sie ihrem Gegenteil in dialektischer Wechselwirkung fruchtbar zuarbeiten. Die Erfahrung der Leere erst vermittelt eine Ahnung von der Fülle, die Verzögerung ist die Rückseite der Beschleunigung,

die Untätigkeit der wohltuende Schatten der Tätigkeit und das Nichts-Tun verleiht dem Tun erst seinen Sinn. Jeder Feuerwehrmann, der dem Handlungsimpuls widersteht, zum Brandstifter zu werden, um etwas zu tun zu haben, ist ein lebendiges Beispiel für die Produktivität der Zurückhaltung.

Es ist von den Herausgeberinnen sehr verdienstvoll, die Vorzüge und die Potentiale einer Ökonomie der Zurückhaltung und den Anteil abgebremster Zeitformen am Zustandekommen sozialer, kultureller und zivilisatorischer

Wirklichkeiten zum Thema einer Publikation gemacht zu haben. Gut, dass sie in diesem Falle auf ihre eigenen Fähigkeiten zur Zurückhaltung und zur Trägheit verzichtet haben.

PS.: Schneller als erwartet, hat die Ökonomie der Zurückhaltung Wirkung gezeigt. Am Tag der Fertigstellung dieser Besprechung (2. Mai 2011, 14.35 Uhr) warnt der Deutschlandfunk Autofahrer, die im Raum Mönchengladbach unterwegs sind, vor einem Sofa, das den Verkehr auf der Autobahn 61 behindert.

Karlheinz Geißler

Michael Jaeger

Global Player Faust oder Das Verschwinden der Gegenwart

Zur Aktualität Goethes

2010

Berlin: Wolf Jobst Siedler jr, 134 Seiten

In seinem Essay über die Aktualität Goethes nimmt Michael Jaeger den Untertitel des Goetheschen Textes beim Wort und liest Faust Drama als „Tragödie“, als Katastrophe der modernen Zivilisation. Denn was Faust imaginierte – das Bild einer Gesellschaft, in der es keinen Augenblick der Ruhe mehr gibt, – scheint heute beklemmende Realität zu sein. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts blicken wir auf die ungeheure Erfolgsgeschichte der faustischen Negation des Verweilens und auf den Triumph des modernen Mobilitätsideals.

In dieser von global gültigen, nahezu unentrinnbaren Bewegungsrhythmen bestimmten Welt mit immer schnelleren

Bild-, Daten-, Konsum- und Verkehrsbewegungen stellt sich die Frage: Was um Himmels Willen ist eigentlich so schlimm am Verweilen? Warum muss alles Daseiende permanent entwertet, jeder Ruhebezirk im Sinne des modernen Bewegungsgesetzes kolonisiert werden?

Womöglich ist Fausts berühmtes Streben eine Verirrung, ein Weg in die Sackgasse, ins „Ewig-Leere“, das als Horror vacui dann gähnt, wenn jeder Ruhepunkt verschwunden ist.

(Verlagstext)

Veranstaltungen und Projekte

Philosophie der Zeit – Die innere Zeit

Literarische Sommerakademie zu Peter Handke: Der Trost der Dauer

Evangelische Akademie Bad Boll

31.08.2011 - 04.09.2011

Literarische und philosophische Gedanken zum Erleben von Zeit, inneren Zeiträumen und Zeitintensitäten stehen im Mittelpunkt des Seminars zur Philosophie der Zeit im Sommer 2011. Wir folgen den Überlegungen von Peter Handke.

www.ev-akademie-boll.de/index.php?id=142&tagungsid=530811

Die Kunst der Entschleunigung

Bewegung und Ruhe in der modernen Kunst

Ausstellung im Kunstmuseum Wolfsburg

12.11.2011 bis 09.04.2012

www.kunstmuseum-wolfsburg.de/exhibition_future/120/Die_Kunst_der_Entschleunigung

Schriftenreihe „Zeitforschung“

Call for Manuscripts

Innerhalb des BMBF-Foresight-Prozesses wurden sieben Zukunftsfelder neuen Zuschnitts benannt, die einen Beitrag dazu leisten sollen, den globalen Herausforderungen zu begegnen. Eines dieser Felder ist Zeitforschung, denn der Faktor „Zeit“ ist noch nicht ausreichend verstanden und stellt deshalb in vielen Entwicklungen ein Problem dar.

Mit der neuen interdisziplinären Schriftenreihe „Zeitforschung“ schafft der renommierte Nomos-Verlag ein Forum für die neuesten Entwicklungen auf diesem Zukunftsfeld. Alle Zeitforschenden sind herzlich eingeladen, Manuskripte einzusenden. Die Reihe soll vor allem die Bandbreite aktueller sozial- und geisteswissenschaftlicher Zeitdiagnosen widerspiegeln: Von der zeitpolitischen Analyse moderner Beschleunigungsgesellschaften bis hin zu chronobiologischen Aspekten der Depression. Unter dem Motto „Zeitforschung ist Zukunftsforschung“ werden ganz unterschiedliche Phänomene durchdrungen und der Austausch über Wissenschaftsdisziplinen hinweg ermöglicht.

Mit einem Zuschuss zu den Druckkosten sollen insbesondere junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zur Veröffentlichung motiviert werden.

Das Einreichen von Manuskripten ist jederzeit möglich. Wir freuen uns auf Ihre Vorschläge, Anregungen und Ideen.

AnsprechpartnerInnen

Institute for participation and equal opportunities

Nils Weichert

E-Mail: nils.weichert@inpeos.de

Telefon: +49 (0) 351 - 6 53 18 77

Nomos Verlagsgesellschaft

Beate Bernstein

E-Mail: Bernstein@nomos.de

Tel.: +49 (0) 7221 - 21 04 53

Das Institut für Kairologie

ist eine unabhängige Einrichtung, die 2004 von Dr. Karl Hofmann gegründet wurde. Es hat seinen gegenwärtigen Sitz in Neusäß bei Augsburg. Seine Arbeit ist darauf ausgerichtet, ein neues Kairos-Bewusstsein zu fördern.

Aus www.kairologisches-institut.de:

KAIROS

...ist in der griechischen Mythologie der Gott der „rechten Zeit“, die man „beim Schopf fassen muss“, sonst entschwindet sie unwiederbringlich.

Ein Kairos ist nicht statisch, sondern dynamisch, nicht punktuell, sondern in Relation zum Ganzen zu verstehen. Der Begriff bezeichnet jenen Moment, in dem sich das schöpferische In-Beziehung-Sein jedes Menschen und die Welt seiner realen Veränderungen begegnen.

Kairos ist die Kraft, die dem, was wir fühlen, denken, tun, seine Energie, Bedeutung, Wichtigkeit, „Objektivität“ gibt. In dieser Begegnung erfährt der Mensch jene Gewissheiten, die er sich in Freiheit ersehnt. Im Kairos gewinnt das ansonsten subjektive, kurzsichtige, auf den eigenen Vorteil bedachte Handeln eine verlässliche Sinnqualität.

KAIROLOGIE

ist die Wissenschaft des Kairos, in dem sich die Wirklichkeit des historischen Kreativseins und die reale geschichtliche Wirklichkeit des Menschen begegnen. Sie untersucht die Grundlagen und die Zeichen der Zeit des Menschen und sucht daraus vernünftige Folgerungen zu ziehen.

DER SCHWERPUNKT UNSERES PROGRAMMS liegt

- in der Information über die Entwicklungen in der kairologischen Zeitforschung und deren aktueller Anwendung,
- in der kairologischen und praxisorientierten Befähigung, optimal mit seiner Lebenszeit umzugehen bzw. andere darin zu trainieren.
- in der Erweiterung der Kompetenz, die Bedeutung der Zeit für das persönliche und gesellschaftliche Leben richtig einzuschätzen und zur Geltung zu bringen.

DAS BUCH

siehe S. 23

Sie sind noch nicht Mitglied der DGfZP?

So können Sie es werden:

Bitte schicken Sie Ihre Anmeldung per Post an die Geschäftsstelle der DGfZP.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 75,00 €, ermäßigt 40,00 €.

Er ist zu überweisen auf das Konto: Zeitpolitik e.V., 533 048 105, bei der Postbank Berlin, BLZ 100 100 10.



Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

NAME _____

STRASSE UND HAUSNUMMER _____

POSTLEITZAHL UND ORT _____

TELEFON _____

FAX _____

E-MAIL _____

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V.

DATUM UND UNTERSCHRIFT _____

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik Gemeinnütziger e.V.

Geschäftsführender Vorstand:

Prof. Dr. Ulrich Mückenberger,
Bremen und Hamburg
Dr. Jürgen P. Rinderspacher, Hannover
Prof. Dr. Dietrich Henckel, Berlin
Dr. Helga Zeiher, Berlin

Beratender Vorstand:

Dr. Uwe Becker, Düsseldorf
Prof. Dr. Christel Eckart, Kassel
Dr. Karin Jurczyk, München
Dr. Christiane Müller-Wichmann, Berlin
Dr. Nadine Schöneck-Voß, Bochum und Bremen
Dr. Ulrike Schrapf, Berlin

Geschäftsstelle:

Prof. Dr. Dietrich Henckel
Technische Universität Berlin
Institut für Stadt- und Regionalplanung
FG Stadt- und Regionalökonomie
Hardenbergstraße 40a · 10623 Berlin
Tel.: 030 / 314 280 89
(Sekretariat Constanze Eichhorst)
Fax: 030 / 314 281 50
d.henckel@zeitpolitik.de

Kontoverbindung: Zeitpolitik e.V.
Postbank Berlin
Konto-Nr. 533 048 105
BLZ 100 100 10

www.zeitpolitik.de

Impressum

Das Zeitpolitische Magazin (ZpM) für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. und für Interessierte im Umfeld erscheint mehrmals im Jahr. Es wird von der DGfZP herausgegeben. Es ist kostenfrei und wird als PDF-Datei per eMail verschickt. Bestellung und Abbestellung bitte formlos an die Redaktion.

Verantwortlich für Inhalt (V.i.S.d.P. und gemäß § 10 Absatz 3 MDStV) und Redaktion dieser Ausgabe: Helga Zeiher.

Redaktion:

Dr. Helga Zeiher - helga.zeiher@gmail.com (Koordination)
Etta Dannemann, Dipl.-Ing. (Arch.) - ettadannemann@web.de
Elke Großer, M. A. - elke-grosser@t-online.de
Dr. Martina Heitkötter - heitkoetter@dji.de
Dr. Ellen Kirner - ellenkirner@web.de
Prof. Albert Mayr - timedesign@technet.it
Dr. Ulrike Schrapf - ulrike.schrapf@googlemail.com
Satz: Anna von Garnier - post@annavongarnier.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Das ZpM ist als Gesamtwerk urheberrechtlich geschützt. Das Copyright liegt bei der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V., das Urheberrecht namentlich gekennzeichneten Artikel liegt bei deren Verfasser/innen.

Das Zitieren aus dem ZpM sowie die Übernahme namentlich nicht gekennzeichneten Artikel ist gestattet, solange solche Inhalte keiner kommerziellen Nutzung dienen und die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. als Quelle genannt wird. Die Redaktion bittet um Zusendung eines Belegexemplars.

Das ZpM wird mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt; Links auf Webseiten von Dritten werden auf Funktionalität geprüft. Mit Urteil vom 12. Mai 1998, Aktenzeichen 312 O 85/98 „Haftung für Links“, hat das Landgericht Hamburg entschieden, dass man durch die Anbringung eines Links die Inhalte der verlinkten Webseite ggf. mit zu verantworten hat. Dementsprechend distanziert sich das ZpM ausdrücklich von allen Inhalten der Webseiten von Drittanbietern, auf die ein Link gelegt wird. Wir machen uns deren Inhalte nicht zu eigen.

Verletzungen von Urheberrechten, Markenrechten, Persönlichkeitsrechten oder Verstöße gegen das Wettbewerbsrecht auf fremden Webseiten waren nicht augenscheinlich und sind der Redaktion eben so wenig bekannt wie eine dortige Erfüllung von Straftatbeständen.